HEFT 12 DEZEMBER 1986 6,- DM C 4143 E

Konkret

Magazin für Politik und Kultur

VIETNAM:
Zwischen den Kriegen

RED WEDGE:
Rock against Thatcher

VOLKSZÄHLUNG
Auf zum Blackout

in konkret Dezember 1986

von Konkret

Buch des Monats: Homo Faber im Regenwald von Michael Schneider
Über Uwe Timms Roman »Der Schlangenbaum«

an Konkret

Hier bedient Sie HERR KOHL von Hermann L. Gremliza

»Wir wissen nicht genau ob wir im Krieg oder im Frieden leben« von Jeff Jones
Vietnam. Nicht mehr Nordvietnam und Südvietnam. Sondern: Vietnam. Ho-Chi-Minh-Stadt und nicht mehr Saigon. Fast schon vergessen hierzulande. Bilder von dort scheinen nichtssagend, Berichte aus dem Lande sind rar. Jeff Jones, einst Vorsitzender des US-amerikanischen SDS, dann Mitglied der Weather Underground Organization, dann als Illegaler im Untergrund, hat seine eigene Geschichte nicht getilgt Mit einer amerikanischen Freundschaftsdelegation weilte er jetzt in Vietnam. Er berichtet, was es zu sehen und zu hören gab.

In die Heimat und zurück nach Hause von Mohsen Irangard
Ein Iraner aus Hamburg kommt nach Teheran. Nach Jahren das erste Mal wieder. Er sieht ein Land im Kriegszustand: im Krieg mit dem Irak, im Krieg mit der eigenen Bevölkerung. Gestorben wird reichlich: langsam in den Städten, schnell an der Front. Kein Reisebericht.

Auf zum Blackout! von Michael Kunitzsch
In fünf Monaten ist es wieder soweit: 600.000 Helfer ziehen durch die Republik und zählen das Volk. 1,8 Milliarden DM wird die Fragebogenaktion kosten. Es ist der zweite Versuch des Staates, seine Bürger auszuforschen. Und diesmal soll es klappen.

Ein Ende ohne Schrecken von Walter Boehlich
Die Mörder des nationalsozialistischen Volksgerichtshofes werden nicht zur Rechenschaft gezogen: Sie waren nur deutsche Richter an einem deutschen Gericht. Walter Boehlich findet die Entscheidung nur logisch aus der Entwicklung eines Staates abgeleitet, der sich von Beginn an als Nachfolger des 3. Reiches verstanden hatte

Prävention ist alles oder nichts von Martin Dannecker
Die bundesdeutsche Öffentlichkeit begibt sich auf bekanntes Terrain: Eine Meldepflicht soll her, Razzien und Schleppnetzfahndung, um diesen Virus, diese Lustseuche AIDS, auf deutschem Boden einzukesseln, zu vernichten, auszumerzen. Dagegen setzen die AIDS-Hilfen und mancherlei Veröffentlichungen auf Prävention, als sei das allein eine Lösung und ein Mittel gegen die öffentlichen Kampagnen, die erst begonnen haben

Der hundertjährige Krieg von Rüdiger Grothues
Was in diesem Jahr alles hundert Jahre alt ist: das Auto, der Kaugummi, die Coca-Cola und – fast übersehen – auch die deutsche Sektion der Heilsarmee. Die Begeisterung hält sich auch hier in Grenzen. Eine Abrechnung

Magazin

Platzanweiserin von Bernhard Schneidewind

Bücher von Matthias Altenburg

Die Untergangsvision als Stahlbad von Wolfgang Pohrt
Vor allen anderen Intellektuellen hat es der Bundeskanzler gemerkt: »Hoffnungslosigkeit und Pessimismus sind überwunden; Zuversicht ist überall spürbar.« Die entscheidenden Etappen dieser bundesdeutschen Stimmungsmetamorphose, bei der sich mancher Unheilsverkünder in einen daseinsbejahenden Zukunftsoptimisten verwandelt hat, werden nachgezeichnet

Porsche statt Paprika von Rainer Zufall
Die Welt verdankt Ungarn manches Schöne: die Restaurant-Musik, den alterslosen Filmstar, das 44-Buchstaben-Wort und neuerdings das erste Formel-l-Rennen auf sozialistischem Boden. Für den Systemvergleich von Trabbi und Ferrari wurde eigens die Pußta asphaltiert, die Magyaren rasen vor Vergnügen, Marlboro blecht. Und irgendwie ist alles Operette

»Wir gehören zu einer neuen Rasse« von Manu Dibango, Armin Kerker
»Für die europäische Mentalität ist die afrikanische Musik letztlich immer noch der Klang hinter einem Tam-Tam«, sagt der schwarzafrikanische Musiker MANU DIBANGO, dem die musikalischen Feldhüter unter der hiesigen Afrika-Experten so gar nicht verzeihen, daß er populär und erfolgreich ist. ARMIN KERKER zeichnet ein Porträt des Musikers

Paradies ? Bloß Raus! von Erich Kuby
Über das neueste Filmchen von Doris Dörrie

Ein Geschenk für Hitler von Otto Köhler
Die Geschichte der »Frankfurter Zeitung« im Dritten Reich dargestellt durch einen Redakteur der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« ist ein schönes Beispiel dafür, wie mit der Geschichte umgesprungen wird ohne Rücksicht auf die Wahrheit

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Red Wedge von Pit Wuhrer
Die britische Rockmusik hat den Geist der Revolte aufgegeben und sich auf das alte sozialdemokratische Parlamentarismus-Spiel eingelassen. Fast die ganze Pop-Prominenz zieht für Labour in den Wahlkampf. Rock für Kinnock

Kein Kraftwerk der Gefühle für den kalten Krieg von Franz Lerchenmüller
Tschingis Aitmatow, ein Schriftsteller zum Liebhaben?

Erinnerungen an Hartmut Schulze von Hermann L. Gremliza

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 12/86, S. 4

von Konkret

l. Ab und zu weigert sich auch der bravste Redakteur, für ein bißchen Gehalt alles selber zu denken, wenn er schon schreiben muß, und schreibt deshalb ab und zu etwas ab, ohne es dem zuzuschreiben, der es zuerst gedacht hat. In der »FAZ« vom 4. November hatte ein Franz Josef Görtz diesen Einfall:

Ein Staatsdichter wird gesucht, so etwas wie eine Galionsfigur des literarischen Lebens dieser Republik – mit ordentlicher Reputation und einem Sinn fürs Repräsentative. Nach Heinrich Bölls Tod fehlt ein Schriftsteller, der sich nicht bloß in eigener Sache zu äußern verstünde, sondern öffentliche Interessen wahrzunehmen bereit wäre: als Mahner und Mittler, Unruhestifter und Friedensbote gleichermaßen. Wer käme da in Frage, nachdem Günter Grass, im Zorn über die Kritik an seinem Roman, das Land verlassen hat. . . Im Fußball würde man sagen: Martin Walser bietet sich an.

Fünf Tage zuvor war KONKRET (11/86) erschienen, mit einem Beitrag von Michael Kunitzsch in dem es hieß:

Nach (Bölls) Tod ist klar, daß Kohl und Genscher sich die Chance für die Neubesetzung dieser Rolle des ideellen Gesamtillusionisten und weltanschaulichen Fluchthelfers...nicht werden entgehen lassen. Wer aber soll diese Rolle übernehmen ?. . .Da ist Grass, von dem gar nicht bezweifelt werden kann, daß er jeden Briefwechsel Bölls mit Anstand und Bedeutung und selbst mit allen sprachlichen Eigentümlichkeiten fortsetzen könnte. Aber er sträubt sich...Es wird auf Martin Walser zukommen.

Journalismus ist ein feiner Beruf.

2. Diese Ähnlichkeiten in der Wortwahl aus scheinbar so verschiedenen Ecken: Für die »Neue Zürcher Zeitung« ist KONKRET – wir hatten es schon immer gehofft – eine »linksextreme Zeitschrift«, für die französische »Libération« ist KONKRET – wir hatten es schon immer befürchtet – »la revue d'extrême gauche«, was nichts anderes als die Einschätzung der »Neuen Zürcher Zeitung« wiedergibt. Unterschiedlich der Kontext, in dem in beiden Blättern KONKRET Erwähnung findet: bei der NZZ ist es ein kleiner Alpen-Skandal um Ulrike Meinhof, bei der »Libé« ist es ein Text über ein jüngst bei Flammarion erschienenes Buch eines deutschen Preisträgers und frankophilen Schönschwätzers mit dem Titel »Oeil de veau«, was, so schreibt »Libération« auf chicdeutsch »Kluhauge« heißt, und damit sind wir auch schon bei Punkt 3 dieser Mitteilungen:

3. Gremlizas Preisrede auf den Träger des Karl Kraus-Preises 1986, den Feuilletonisten und Literaturprofessor Raddatz, liegt als Sonderdruck (Gesamtauflage 500 Exemplare) vor. Die Gremliza Verlags GmbH (Osterstr. 124, 2 Hamburg 20) bietet die letzten fünfzig Exemplare dieser Edition zu einer Schutzgebühr von DM 10.- an.

4 . Eine Berichtigung ist anzubringen: die Geschichte über die gar nicht so rosige Zukunft der europäischen Brigadisten in Nikaragua in KONKRET 10/86 stammt nicht aus der Schreibmaschine von Georg Hodel, sondern von Suester Strubelt. Hodel legt Wert auf diese Korrektur, denn, so schreibt er, »ich möchte mich um Gottes Willen nicht mit fremden Federn schmücken.« So anständig das ist, so verwirrend bleibt, was denn nun Gott unter den Apia-Mitarbeitern zu suchen hat.

5. Weil der westdeutschen Buntillustrierten »Quick« zu Walter Wallmann nichts einfiel, um ihn aus der Reserve zu locken, bedienten sich die Schreiber einiger Zitate aus dem KONKRET-Text (10/86) über Wallmann und taten zugleich so, als hätte dieser Fülberth-Text erst die Bullen in Marsch gesetzt:

Draußen vor seinem Haus standen zwei Polizeifahrzeuge; eine Funkstreife und ein Wagen des Bundeskriminalamtes. Übertriebene Ängstlichkeit? Kaum, wenn man bedenkt, wieviel Haß gegen den »Atomminister« nach nur fünf Monaten Amtszeit geschürt wird . Zum Beispiel in dem Magazin »Konkret«: »...Grinsebacke ersten Ranges. . . von einer Schmierigkeit, die vermuten läßt, er saufe Altöl zum Frühstück...der Trenchcoat spannt an Rücken, Bauch und Hintern.«

Und dann fragten die Herren von der Buntschreibe, ob es denn kränke, wenn er »Atomminister« genannt werde. Was dann folgt, ist schon einen Asbach-Uralt wert:

»Wieder ein Blick aus den Aquamarin-Augen, diesmal mit einem Anflug von Triumph. »Nein, ich weiß, daß es falsch ist. Darin steckt sogar ein Stück Anerkennung, weil man mich in der Sache nicht treffen kann.«

Richtig: Altöl läßt sich schlecht an die Wand nageln.

6. Im Nachgang zu dem Text über die Versuchsstelle der Fondation Nestlé (KONKRET 11/86: »Die Negermutti muß in den Käfig«) ist auf eine Veröffentlichung des zürcher Rotpunktverlages zu verweisen, an der niemand vorbeikommt, der sich eingehend mit dem Nahrungsmittelmulti Nestlé beschäftigen will: »Das Imperium Nestlé« von Pierre Harrisson (416 Seiten, 38 DM), die aktualisierte Übersetzung eines bereits 1983 auf französisch erschienenen Bandes, der seinerzeit im Nestlé-Konzern eine solche Aufgeregtheit verursachte, die man nach außen durch eisiges Schweigen über diese Veröffentlichung zu kaschieren suchte. Was natürlich nicht gelang. »Peter Harrison hat mit diesem Buch ein Werk geschaffen, das für alle diejenigen nützlich sein wird, die sich bewußt sind, daß sich Militanz mit einem soliden Wissen über wirtschaftliche Tatsachen und Prozesse verbinden muß.« Das klingt gut.

Konkret 12/86, S. 6

Michael Schneider

Buch des Monats: Homo Faber im Regenwald

Über Uwe Timms Roman »Der Schlangenbaum«

Der gegenwärtige Literaturbetrieb ist ein Jahrmarkt der Eitelkeiten. Als »neu« gilt nur noch die allerneueste Manier, mit Sprache umzugehen und das eigene Ich (samt Innereien) in eine scheinbar unverwechselbare und medienwirksame Positur zu bringen. Worauf es allein noch anzukommen scheint, ist das literarische styling. Wenn einer nur noch Hauptsätze aneinanderpappt, alle Großbuchstaben und Kommata wegläßt (Ichliebedichichhassedich usw.), wenn einer gar, wie der literarische Punker Reinald Götz, mit der Sprache wie mit einem Maschinengewehr umgeht, bis auch die Syntax in Fetzen fliegt, dann wird er sofort als »literarische Novität« gehandelt, und ein Literaturpreis ist fällig. Schriftsteller dagegen, die ihr Handwerk beherrschen, die eine Prosa schreiben, die verständlich ist, und die etwas wirklich Neues zu erzählen haben, scheiden aus der saisonalen literarischen Moden- und Abnormitätenschau von vornherein aus.

So nimmt es nicht wunder, daß Uwe Timms Roman »Der Schlangenbaum«, der von den neuen und außerordentlich spannenden Erfahrungen handelt, die ein westdeutscher Ingenieur mit einem »Entwicklungshilfe«-Projekt und einer ihm fremden Kultur in einem (nicht näher benannten) südamerikanischen Land macht, unter den annoncierten literarischen Novitäten dieses Herbstes kaum zu finden war und von der Kritik sehr stiefmütterlich, ja, abschätzig behandelt wurde. Daß Timms Roman solide, das heißt nach dem traditionellen Muster eines Abenteuer- und Entwicklungsromans aufgebaut ist, wurde ihm von Werner Fuld in der FAZ – man höre und staune – als »falsche Seriosität« ausgelegt. Heinrich Vormweg brachte sogar das »dialektische« Kunststück fertig, dieses Buch um seiner handwerklichen Qualitäten willen zu disqualifizieren. Es sei zwar, so schrieb er in der »Süddeutschen Zeitung«, ein »ganz vorzüglicher Roman«, aber leider fehle ihm der ästhetische »Mehrwert« und Timm sei auf dem Wege zu einer Art »Gebrauchsroman«, der »von der Literatur wegtreibt«. Ein Literaturkritiker wie Heinrich Vormweg, der sich noch einer Tradition der Aufklärung verpflichtet fühlt (wie er immer wieder glaubhaft versichert), sollte eigentlich dankbar sein, daß es in dem gegenaufklärerischen Klima dieses Landes noch Autoren wie Uwe Timm gibt, die sich dem neuen »postmodernistischen«, das heißt politik- und geschichtsfeindlichen Trend verweigern und aus der trüben Seelenprovinz jener neudeutschen Innerlichkeit ausbrechen, die inzwischen offenbar allein als literaturfähig gilt.

Ich finde es nicht nur verdienstvoll, sondern auch faszinierend, wie Uwe Timm ein altes Thema. das zugleich hochaktuell ist, nämlich die Sehnsucht des Europäers nach der *ganz anderen* Kultur und dem *ganz anderen* Leben in eine ebenso gedrängte wie komplexe, spannungs- wie variantenreiche Handlung übersetzt und einen politisch-ökonomischen Krisenkomplex von weltweiter Bedeutung mit der privaten (Krisen) Geschichte seines Helden verknüpft.

Der Hoch- und Tiefbauingenieur Wagner übernimmt in einem, von einer Militärjunta beherrschten südamerikanischen Land die Leitung eines verfahrenen Projektes. Im Auftrag einer deutschen Firma soll er mitten im Urwald eine Papierfabrik bauen. Doch sein gut gemeinter bis hochmütiger europäischer Fortschrittseifer, sein Wissen und seine Kenntnisse zum Nutzen eines »unterentwickelten Landes« zur Verfügung zu stellen, wird an Ort und Stelle sehr rasch ernüchtert. Der Arbeitsalltag auf der Baustelle wird durch Korruption, Pfusch und Schlamperei bestimmt. Den Bulldozern werden die Zündkerzen geklaut, der Beton ist von miserabler Qualität, und der um 500 Meter verschobene Baugrund, von dem kein Bodengutachten vorliegt, liegt im Morast. Die Fabrik wird buchstäblich auf Wasser gebaut. Sie ist ohnehin nur ein Mittel, um öffentliche Gelder und Kredite in private Kanäle, vor allem in die der einheimischen Bürokratie und der ausländischen Konzerne, fließen zu lassen.

Wagner, der wie Max Frischs »Homo Faber« von der Ideologie der technischen Machbarkeit durchdrungen ist, sucht das von allen Seiten gefährdete Großprojekt zu retten. Zugleich will er etwas für die Arbeiter tun, die unter den erbärmlichsten Bedingungen wohnen und malochen müssen. Die meisten sind Indios und Bolivianer, die ohne Arbeitserlaubnis arbeiten und bei jeder Gelegenheit abgeschoben werden können. Doch er macht so gut wie alles falsch. Schon als er, auf dem Weg zur Baustelle, eine smaragdgrüne Schlange überfährt, die den Indios als heilig gilt, verletzt er ein schweres Tabu.

Was für ihn ein bedauerlicher Zufall ist, ist für jene ein magisches Zeichen, das auf Tod und Untergang deutet. Als Wagner schließlich aus Neugier einem Indio ins Essen langt, um davon zu probieren, kommt es zum Streik; nicht weil die Arbeitsverhältnisse so miserabel sind, sondern weil er den Stolz eines Einheimischen verletzt hat.

Was Timms genau recherchierter südamerikanischer Milieu- und Gesellschaftsstudie eine besondere Brisanz verleiht, ist die Rolle der »deutschen Kolonie«, die im Bunde mit den Militärs steht und deren Angehörige, darunter auch ehemalige Nazis und SS-Führer, zu den Reichsten im Lande zählen. Timm, der ja schon mit seinem »Morenga«-Roman ein wichtiges Kapitel der verschwiegenen deutschen Kolonialgeschichte aufgearbeitet hat, liefert einige markante Beispiele für die diskrete Kooperation bundesrepublikanischer Behörden und Ministerien mit der südamerikanischen Folterdiktatur.

Man kann nur staunen, wie umfassend und detailgenau Uwe Timm das gesellschaftliche und natürliche Panorama jenes Landes erkundet hat, in dem er seinen Helden agieren und scheitern läßt, ohne jemals jenem touristischen oder ethnologischen Romantizismus zu erliegen, dem die andere Kultur zur sentimentalen Projektionsfläche dessen wird, was in der eigenen fehlt oder verloren gegangen ist. Der Aufbruch aus der erstickenden Normalität des Lebens zuhause erneuert auch Wagners Wahrnehmungs- und Empfindungsvermögen. Und es ist die Frische und Unbefangenheit des ersten Blicks, die Timms südamerikanischen Milieubildern, seinen Landschafts- und Naturbeschreibungen ihre Plastizität und Lebendigkeit verleihen.

Nur ein Bedenken habe ich: das Ende des Romans. Die »wunderbare Logik, die aus der Machbarkeit der Dinge entspringt«, kommt Wagner zunehmend abhanden; zuletzt sieht er sich, den Glücks- und Fortschrittsbringer, auf der ganzen Linie gescheitert. Nun will er den Dingen, die er nicht mehr lenken und leiten kann, seinen Lauf lassen. Er akzeptiert den schlecht gemischten Beton, wohl wissend, daß den Arbeitern schon bald die Decke auf den Kopf fallen wird, und überläßt sich der »Lust am Zerfall«. In einer apokalyptischen Horrorvision sieht er die Kakerlaken aus dem Leitungshahn seiner Badewanne tropfen und wünscht sich eine »anhaltende Finsternis, in der die Kakerlaken in all die Häuser und Bungalows eindringen sollen und die Ratten, hier auf dem Hügel und in Hamburg, auch dort, um den Unrat zu fressen, diesen auf Unglück und Leid aufgetürmten Reichtum...«

So literarisch wirkungsvoll diese apokalyptische Fermate auch ist, für so bedenklich halte ich sie; leistet sie doch jener antizivilisatorischen Mythologie Vorschub, die heute sehr verbreitet ist und die es uns Europäern allzu leicht macht, uns gegenüber den Ländern der Dritten Welt aus der politischen Verantwortung zu stehlen. Wagner nimmt aus der Erfahrung seines notwendigen Scheiterns nichts mit; dieses schlägt nicht um in eine neue Qualität des politischen Bewußtseins, das – wenn schon nicht auf dem anderen Kontinent, so doch wenigstens zuhause – zum Sprengsatz werden könnte. Er bleibt vielmehr in der schlechten Negation jenes Eurozentrismus stecken, der erst, in selbstherrlicher Anmaßung glaubt, die eigene Zivilisation auf der ganzen Erde ausbreiten zu müssen, um dann, im Selbstgenuß der eigenen Ohnmacht, auf die Austreibung dieser Zivilisation durch die Natur zu warten.

Und doch kann Timms apokalyptischen Romanschluß als Plädoyer für die Austreibung der Zivilisation nur der mißdeuten, wer – wie Werner Fuld – das ursprüngliche Leitmotiv Wagners und die Priorität seines Handelns übersieht bzw. überliest: »Ich bin ja dafür, sagte Wagner (zu einem Ingenieur, der aus dem Projekt aussteigen will), daß hier industrialisiert wird. Wo Menschen verhungern, ist das Entsorgungsprogramm beim Atommüll eine recht akademische Frage. Ob der Müll noch hundert oder gar tausend Jahre strahlt, ist für denjenigen, der heute verhungert, ziemlich egal.«

Uwe Timm: Der Schlangenbaum, Kiepenheuer & Witsch, 324 Seiten, 34,- DM

Konkret 12/86, S. 8

an Konkret

MEINE GUTEN!

KONKRET 11/86: MAGAZIN, SEITE 50

Das mit dem französisch in Deutschen Landen war ja schon immer so 'ne Sache: Der Text in der Illustration aus der »Libé« lautet: »Marcel, bitte, Marcel, hör auf 'Tick-Tack Tick-Tack' zu machen und ich gebe Dir die Murmeln zurück«.... wäre eigentlich schon aus der Zeichnung zu erkennen!

Bonne chance weiterhin et salut

FREDI KREBS

GIPF

ÜBLE JURISTEN

KONKRET 11/86: »VOM TODE ZUM LEBEN BEFÖRDERT« VON HELMUT ORTNER

Lehrreich am Fall des ehemaligen Kriegsrichters Erich Schwinge scheint mir vor allem dies: Die übelsten Juristen der NS-Justiz waren meistens nicht so auffällige Figuren wie der geifernde Roland Freisler am Volksgerichtshof, sondern politisch unauffällige »Mitläufer«, die sich, um Karriere zu machen, dem NS-Terrorsystem anpaßten und dessen skrupellos willfährige Handlanger wurden.

Daß viele von ihnen nach 1945 in der Demokratie funktionierten, wie sie vorher im Nazifaschismus funktioniert hatten, zeigt, daß sie dieselben geblieben waren: rechtsblinde Gesetzesanwender des jeweiligen Gesetzgebers, sogar eines »Gesetzgebers« wie Hitler.

HANS WITTEK

LEUTKIRCH

SEHR MYSTERIÖS

KONKRET 11/86: »DER TOD VON ULRIKE MEINHOF« VON PIETER BAKKER SCHUT

Richtig: Die bundeskriminalamtliche Version der RAF-Selbstmorde von Ulrike Meinhof über Gudrun Ensslin, Andreas Baader und Jan-Carl Raspe bis zu Ingrid Schubert ist höchstwahrscheinlich falsch. Es ist an der Zeit, daß alle fünf angeblichen Selbstmorde der RAF-Spitzen endlich im Zusammenhang gesehen und kriminalistisch beurteilt werden. Meine kriminalfachlichen Zweifel an den »Selbst«-Morden in Stammheim habe ich vor vielen Jahren schon in der Wochenzeitung »Die Zeit« angemeldet.

Nun hatte ich Gelegenheit näheren Einblick in eine Akte »Ingrid Schubert« zu nehmen; und auch hier melde ich ein ganzes Paket von Zweifeln an. Jedenfalls ist der angebliche »Selbst«Mord der Ingrid Schubert am 12.11.1977 in der Haftanstalt München-Stadelheim sehr mysteriös.

So ganz von ungefähr haben die neuen RAF'ler ihren jüngsten Mord an G.v. Braunmühl nicht »Kommando Ingrid Schubert« genannt.

Es ist endlich an der Zeit, daß die fünf »RAF-Todesfälle« innerhalb von Gefängniszellen von Kriminalfachleuten untersucht werden.

Und noch eines: Stimmt es, daß der Stammheim-Sicherheitstrakt von einem gewissen Paul Werner gebaut wurde, jenem Heydrich-Spezialisten, der schon 1939 die ersten Versuchsgaskammern in der Anstalt Brandenburg für die ersten Euthanasie-Vergasungen baute?

SEPP BERANEK

SELB

ATHLET

KONKRET 11/86: »SIE HABEN EIN GROSSES RISIKO AUF SICH GENOMMEN« VON ERDMANN WINGERT

Nicht auszudenken, ... Nicht auszudenken, daß da evt. Terroristen ein Loch in den schönen Kühlturm hätten sprengen können. Doch, Gott sei es gedankt, handelte es sich bei den Kühlturmstürmern nur um kreuzbrave, grundanständige und häufelige Robin Woodis, die kurz antesten wollten, ob sie bei ihrem Tun vom Werkschutz ordentlich eins in die Fresse kriegen. Da dergleichen nicht passierte, schlossen die hehren Streiter messerscharf: hier gehört noch einiges verbessert. Wie zutreffend diese Feststellung ist, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß die französische Hubschrauberbesatzung schon wieder die Streichhölzer vergessen hatte, so daß aus dem »Abfackeln« aber auch gar nichts wurde. Diese Ungeschicklichkeit der französischen Staatsmacht hatte leider zur Folge, daß Athlet Wingert seinen Sermon in KONKRET ablagern konnte.

SIGBERT DREIM

BERLIN

GROSSE KLASSE

KONKRET 11/86: »LANGER KOMMT. UND WENN ER SAGT, DASS ER KOMMT, KOMMT ER PROMPT« VON DETLEF ZUM WINKEL

Es ist so gut, daß es KONKRET immer noch gibt, und ganz besonderen Anlaß zur Freude gab der wunderbar verfaßte, mit sprachlich beispielhaft eherner Eleganz versehene Ebermann-Rundumschlag von Herrn zum Winkel, einer, der sich seinen beneidenswert umfassenden Wortschatz noch nicht zu drömeligen Tempo-Drom Rudimenten hat zusammenschlagen lassen. Große Klasse.

ANDREAS BACH

M0NCHEN

FESSELN SPRENGEN

KONKRET 10/86: »TOMAYER HETZT ÜBER RIO REISER«

Als langjähriger KONKRET-Leser war ich erschrocken über den Beitrag von Tomayer über Rio Reisers neues Lied.

Es geht nicht um den Gesamtinhalt des Beitrages, sondern um den letzten Satz: »...der die hauptschülerhafte Sehnsuchtsdimension (tausend willige Weiber und einen Dauerständer) in keiner Silbe dichterisch und denkerisch sprengt.«

Als ehemaliger Hauptschüler bin ich stinksauer über solche Sehnsuchtsdimensionsannahmen, eines offensichtlich nicht Hauptschülers. Eine derartige Sehnsuchtsdimensionsannahme zeigt alle Vorurteile derjenigen, die glauben etwas Besseres zu sein, auch wenn sie die Einzigen sind, die dies glauben. Tomayer läßt sich hier einfangen, von denen, die sich selbst gerne differenziert, kompliziert und pluralistisch nennen und doch nur der große Klotz der Unterdrückung sind. Es ist traurig, daß Tomayer nicht sieht, das sie es brauchen, um mit einem dreigliedrigen Schulsystem, sich eine, nur aus ihrer Bewertung entsprungene Elite heranzuziehen, die dann ihre Herrschaft absichert. Diese Dimensionen werden zusammengeschustert um uns auch dichterisch und denkerisch die Möglichkeit zu nehmen, an unseren Fesseln die Sprengung vorzubereiten.

ANDREE WILLIGE

KOLN

Der Kollege Tomayer ist ebenfalls ehemaliger Hauptschüler (d. Red.)

BIERMANN-KRANKHEIT

KONKRET 11/86: »BIERMANN, WAS HAST DU BLOSS AUS DIR GEMACHT« VON EDELGARD ABENSTEIN

Woher rührt eigentlich Eure immer wieder quartalsweise ausbrechende Biermann-Krankheit? Diesmal habt Ihr Euer »Leiden an Biermann« von einer mir unbekannten West-Berlinerin ausschwitzen lassen, und wieder geschieht nichts als ein steriles Kratzers an der Oberfläche des Phänomens Biermann ... Weiß der Teufel: Der Mann ist Euch einfach zu groß! Und seine von Wissen und Gewissen, von Kunst- und Politikverstand geprägte Bedeutung zu komplex, als daß Ihr ihr’s packen oder auch nur begreifen könnt!

ALFRED EINFELDT

HAMBURG

»Dank jener Referenz ans große Monument (i.e. Brecht, W.K.) hat Biermann also sein Handwerk auf allen Ebenen gut gelernt. . .«

Da man beim Lesen von KONKRET vor der andernorts gängigen Verwechslung von »Referenz« und »Reverenz« absolut sicher ist, muß die oben zitierte Stelle nach Berichtigung aller Satzfehler unzweifelhaft lauten:

»Dank jenes Referendariats beim großen Monument hat Biermann also sein Handwerk auf allen Ebenen gut gelernt...«

Bei der zunehmenden Zahl der Abiturienten unter den Azubis war dies eine längst fällige sprachliche Aufwertung der Lehrzeit. Wieder schritt KONKRET unerschrocken voran bei der Anpassung des Überaus an den Unterbau. Weiter so!

Und die Damen und Herren der Industrie- und Handelskammern: AUFGEMERKT! !

W. KAISER

TRIER

SAURIER

KONKRET 11/86: »KONKRET«

Aus der Art und Weise, wie Ihr Eure ungeistigen Exkremente zu Papier bringt, sprechen systematische Dummheit und ohnmächtige Wut. Beide bedingen wohl einander – und beides macht mir Hoffnung.

Daß die im Vergleich zum konkreten Inhalt doch intelligenten Saurier schon so lange von der Bildfläche verschwunden sind, während Ihr weiterhin an Eurer Ohnmacht leiden müßt, das läßt mich beinahe an Darwin zweifeln. Es muß doch ein frustrierendes Sozialisten-Leben sein, jeden Monat aufs Neue wütend beklagen zu müssen, daß Eure Dummheit keine Chance hat – zumindest nicht bei uns in Bayern!

Haltet also Eure Linie konkret durch. Die Nachricht von Eurem Aussterben wird das Letzte sein, mit dem Ihr mir eine kleine Freude bereiten werdet.

WOLFGANG GRUNDL

MÜNCHEN

(Ein Deutschnationaler)

AFRIKANISCHER PRINZ

KONKRET 10/86: »ALI HINTER DEN SPIEGELN« VON AYSEL ÖZAKIN

Ein schwarzer Prinz ging ins Land der Dichter und Denker. Da er aber weder ein Dichter noch ein Denker war, gehörte er zwangsläufig zur unteren Schicht, d.h. zu den Kameltreibern und Makkaronifressern. Der schwarze Prinz schwor im Namen Allahs, daß er in Istanbul kein einziges Kamel gesehen hatte. Den deutschen Linken taten der schwarze Prinz, die Kameltreiber und Makkaronifresser leid und sie schämten sich für sie.

Aysel Özakin scheint sich für die »Masse« ihrer türkischen Kopatrioten zu schämen. Der afrikanische Prinz hat das Gefühl, daß der Autor und die guterzogene Özakin einen besonderen Status für sich und ihresgleichen, nämlich den einer verwestlichten Ausländerin, in Anspruch nimmt, und daß die Verbindung zwischen ihr und den Alis so schmerzhaft ist, daß sie zögert »Ganz unten« zu lesen. Ich hoffe, ich liege falsch.

Die Alis haben wiederholt bewiesen, daß sie arbeiten können und zwar unter Bedingungen, die für andere unerträglich sind. Das weist auf ihren Mut und ihre Ausdauer im Kampf gegen die Natur hin. Sie haben es fertiggebracht, ihre Kultur, Identität, ihren Humor, ihre Wärme und Neugier, zu erhalten. Ich frage mich, wieviel Mut, Willenskraft und Disziplin nötig ist, um als Türke unter entwürdigenden Bedingungen im Land der Dichter und Denker zu leben.

»Ganz unten« ist ein gutes Buch, und es wurde von einem Deutschen für Deutsche geschrieben. Vielleicht kann der Autor eine Möglichkeit finden, die Rolle eines Kwame oder Ango zu spielen und darüber berichten, wie afrikanische Prinzen leben.

A. KANGOUM

LINKOPING, SCHWEDEN

Konkret 12/86, S. 10

Hermann L. Gremliza

Hier bedient Sie HERR KOHL

Er ist, was er ist: »der deutsche Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland«, weil er ist, wie er ist: ein grader Michel, der zwar auch mal die Hand aufhält oder was verschiebt, aber doch nicht sich verstellen kann und etwa den Mann von Welt spielen wie sein Vorgänger, der Kosmopolit von Barmbek; er fühlt und – naja – denkt, wie der deutsche Mensch stets gefühlt und gedacht hat, und wie dieser ist er immun gegen Contenance, Eleganz, Raffinement und andere Franzosenkrankheiten, an denen die internationale Diplomatie leidet. Jeder Staatsbesuch ein Tanz am Abgrund zum Schützenfest. Allein bei seinem Freund Ronald – da ist er »Kraut«, da darf er's sein. Schon im Flugzeug überm großen Wasser beschleicht ihn jenes Wohlgefühl, das er im Kreise der Lieben von den Mittelstandsvereinen der Union empfindet. Sollen die Intellektuellen, diese vaterlandslosen Nörgler und Miesmacher, nur ihre Arroganz an ihm kühlen – sein Volk liebt ihn und darf sich mit Recht von ihm sagen lassen: »Ich bin von mehr Leuten gewählt als seinerzeit Hitler.« (Unterm Führer war also nicht alles besser.)

Nächsten Januar können es, behaupten die Volksbeschauer, noch mehr werden. Andererseits hat Emnid (für den »Spiegel«) ermittelt, und zwar in der selben Woche, daß neunzig Prozent der Bundesbürger den Vergleich für »falsch« hielten, den ihr Kanzler zwischen dem sowjetischen Generalsekretär und dem deutschen Propagandaminister angestellt hat. Wie reimt sich das? Der Rest, der nach Abzug jener bleibt, denen Gorbatschow, und jener, denen Goebbels dabei zu schlecht weggekommen ist, also schätzungsweise sechzig Prozent, denkt und fühlt wie der Kanzler: daß rot gleich braun ist und eigentlich noch schlimmer. Hätte es nur gegolten, für den eigenen Glauben und die Ehre des Vaterlandes zu streiten, hätte die Mehrheit gewiß ihre ganze Nibelungentreue zusammengenommen, um dem Kanzler gegen die anmaßenden Forderungen aus Moskau beizustehen. Unglücklicherweise ging es diesmal um Höheres, nämlich um die Mark, die an sog. gutnachbarlichen Beziehungen mit dem Reich des Bösen zu verdienen ist, und war es gar nicht der Bolschewik, sondern der Bundesverband der Industrie, der seinem Bonner Verweser bedeutete, daß ihm nicht ein einziges vermasseltes Ostgeschäft nachgesehen werde, und den stolzen Recken innerhalb von fünf Tagen vier Mal zu immer tieferen Kniefällen zwang.

So unübersehbar zeigte der kapitale Daumen nach unten, daß selbst dem Chefredakteur der »Welt«, die doch einzig zu dem Zweck erscheint, Kommunisten als die ärgsten Faschisten und Stoph als Görings Zwillingsbruder abzubilden, nichts anderes übrig blieb, als des Kanzlers Worte »peinlich« zu nennen. Die Angst vor einer größeren Geldbuße verwandelte in diesen schicksalhaften Tagen das weltbeste Volk im Rechthaben in ein Völkchen von Diplomaten. Und weil sie gerade gelernt zu haben glaubten, was Diplomatie ist: nicht zu sagen, was man meint, sondern besser das Gegenteil, blieben sie frei von Scham, als ihr Kanzler herumlog wie ein ertappter Schulbub: Die Vase sei gar keine Vase gewesen, und heruntergeworfen habe er sie auch nicht, sondern nur aus Versehen und sonst heiße es doch immer, Scherben brächten Glück.

Nun weiß man freilich seit dem Boxeraufstand (und bis heute hat die völkische Seele doch weniger Schaden genommen, als man glaubte), daß der deutsche Mensch sich nicht ungestraft belehren läßt. Der Kanzler lag noch auf den Knien, da trat sein Generalsekretär, welcher den Nationalsozialismus als eine Spielart des Sozialismus interpretiert und generell zur Hebung des Nazionalgefühls kein sacrificium intellectus scheut, an den Stammtisch und nannte es »eine Schande«, daß die SPD, die Kohls Vergleich kritisiert hatte, sich damit »auf die Seite der kommunistischen Diktatur gestellt« und »den eigenen Bundeskanzler in den Dreck gezogen« habe. (Das eigene Nest beschmutzt, statt, wie es Art des deutschen Aars ist, die Nester der anderen.) Am Ende seiner Bußwoche drückte auch der Kanzler das Kreuz wieder durch und zeigte, was er gelernt hatte: daß man zwar in diplomatischen Kreisen sich nicht mit der Gabel am Kopf kratzen, dafür aber schwadronieren könne, wie man will, solange man nicht »persönlich« wird. Also nicht: Honecker ist ein Untermensch, sondern: die DDR ist »ein System, das die Menschenrechte mit Füßen tritt« und deshalb abgeschafft gehört, denn seine Bewohner sind nicht Bürger eines souveränen Staates, sondern »das sind Deutsche mitten in Deutschland«. Wer anders sollte die regieren dürfen als die deutsche Bundesregierung der deutschen Mitte?

Ja, jetzt wurde wieder deutsch gesprochen. Die »Bild«-Zeitung warf sogar ihre redaktionellen Grundsätze über Bord, als sie Kohl applaudierte: »Man wird doch noch die Wahrheit sagen dürfen!« Auf dieses Stichwort sprach der nationalliberale Herausgeber des »Spiegel«, dessen Blatt in der Vorwoche »Kohls Ausfall« gerügt hatte, die heutige DDR sei der »von Russen besetzte Teil Deutschlands«, während auf der anderen Seite der Medaille, in der »Tageszeitung«, ein K. Hartung seinen Kommentar über Kohls »Newsweek«-Interview und die Folgen mit dem bitteren, fast verzweifelten Ausruf schloß: »Auf der Strecke bleibt eine einheitliche deutsche Außenpolitik« – ein Satz, der tiefer in die geschundene Seele des real existierenden Alternativjournalismus blicken läßt als alle AKW-Kritik, vergleichbar nur dem Kommentar eines K. Kruse, ebenfalls in der »TAZ«, zur öffentlichen Hinrichtung des Entführers Werner Bloy: »Die Notwehr, die der bedrohten, aber

hilflosen Frau zugestanden hätte, war in dieser Situation an die Polizei delegiert. Das Gewaltmonopol dient dem Schutz des Schwächeren.« Da ist einmal das einheitliche Deutsche nicht auf der Strecke geblieben.

Bei den Kommunisten, die die Mitte Deutschlands besetzt halten, ist das anders. Sie sind, was sie immer waren: undeutsch, bestenfalls so etwas wie Scheinasylanten. Und weil die »Menschen«, die bei Kohl und Rau und Grün im Mittelpunkt stehen, diese »Menschen draußen im Lande«, die nicht Aktionäre, Zahnärzte oder Stahlkocher sind, Angehörige nicht verschiedener Klassen sondern einer einzigen deutschen Rasse, weil die so friedfertig sind, daß sie den Haß auf Fremdes nur aufkommen lassen, wenn (wie der CDU-Sprecher im Bundestag sagte) zu viele Ausländer in der Nähe sind, woraus man lernt, daß der Philosemitismus der späten Geburt ohne Himmlers Fleiß nicht hätte gedeihen können – deshalb können wir mit Kommunisten friedlich nur dann zusammenleben, wenn wir sie heute aus Deutschlands Mitte und morgen aus der Mitte unserer Welt entfernen.

Und alle fassen jetzt mit an. Der gescheiterte Kandidat will das Pack »versöhnen statt spalten«, der Dichter Walser kann ohne Dresden nicht mehr sein, ein pausbäckiger Frankfurter Studentenführer i.R. bietet der von der CIA initiierten »Internationale des Widerstandes«, die Geld für die Contra sammelt, die »Solidarität« der Linken« beim Kreuzzug gegen Moskau an (Kohl, herunter vom Balkon, befrei uns doch vom Vietkong!) und die Grüne Partei eröffnet ihren Kongreß »Für ein anderes Europa« mit einem nachgemachten Tolstoi, der zusammen mit der Aktionsgemeinschaft 13. August und Mitgliedern der Konservativen Aktion zu einer Menschenkette an der Berliner Mauer aufruft.

Ist dieses Volk mit Herrn Kohl nicht außerordentlich gut bedient?

Konkret 12/86, S. 12

Jeff Jones

»Wir wissen nicht genau ob wir im Krieg oder im Frieden leben«

Vietnam. Nicht mehr Nordvietnam und Südvietnam. Sondern: Vietnam. Ho-Chi-Minh-Stadt und nicht mehr Saigon. Fast schon vergessen hierzulande. Bilder von dort scheinen nichtssagend, Berichte aus dem Lande sind rar. Jeff Jones, einst Vorsitzender des US-amerikanischen SDS, dann Mitglied der Weather Underground Organization, dann als Illegaler im Untergrund, hat seine eigene Geschichte nicht getilgt Mit einer amerikanischen Freundschaftsdelegation weilte er jetzt in Vietnam. Er berichtet, was es zu sehen und zu hören gab.

Dieses Land macht gerade einen tiefgreifenden ökonomischen Wandel durch. Die Offenheit und auch Bereitwilligkeit, mit der viele Vietnamesen die Notwendigkeit von Veränderungen eingestehen, überrascht. Für mich als ehemaligen Anti-Vietnamkriegsaktivisten, der weiß, daß die USA nicht nur ein Embargo gegen Vietnam aufrechterhalten, sondern auch die vertraglich zugesicherten Reparationszahlungen in Höhe von 3,1 Milliarden Dollar nicht geleistet haben, ist es beeindruckend zu sehen, was dieses Land trotz schwieriger wirtschaftlicher Probleme erreicht hat.

Vietnam befindet sich, wie es ein Mann in Hanoi ausdrückte, in einer seltsamen Lage: »Wir wissen nicht genau, ob wir im Krieg oder im Frieden leben, und das macht sich im Bewußtsein der Menschen bemerkbar.«

Die Bauern im Delta des Roten Flusses, bis zu den Knien im Schlamm, arbeiten immer noch mit Holzpflügen, die von Wasserbüffeln gezogen werden, während gleichzeitig Vietnam mehr als 3000 Traktoren ins benachbarte Kampuchea geschickt hat. Vietnamesische Soldaten, die vom Kampf dort zurückkamen, haben die Malaria wieder eingeschleppt, die nach dem Krieg gegen die USA völlig verschwunden war – bis 1990 sollen alle Soldaten aus Kampuchea abgezogen sein.

Die regierende Kommunistische Partei Vietnams (KPV) – die Partei mit der beständigsten und am wenigsten zerstrittenen Führungsgruppe der Welt – sieht sich mit scharfer Kritik an ihrer Nachkriegswirtschaftspolitik konfrontiert. An Bedeutung gewonnen haben neue Führer, die die Bürokratie der Planwirtschaft und ein nicht funktionierendes Lohn- und Preissystem als Bremse für wirtschaftliches Wachstum betrachten. Diese Ansicht, die heute nationale Politik ist, ging im Süden zunächst von Ho-Chi-Minh-Stadt (früher Saigon) aus und im Norden von der im Krieg stark zerstörten Hafenstadt Haiphong.

DER TOD VON LE DUAN

Als im Radio der Tod des Generalsekretärs der KP, Le Duan, gemeldet wurde, war unsere fünfköpfige amerikanisch-vietnamesische Freundschaftsdelegation gerade in Ha Long Bay. Diese mit Inseln gesäumte Bucht liegt auf halber Strecke zwischen Haiphong und der chinesischen Grenze. Sie ist ein Ausflugsziel für sowjetische und osteuropäische Entwicklungshelfer und ein paar ausländische Touristen. Die Strände sind gerammelt voll mit vietnamesischen Arbeitern, die Urlaub machen von den 40 Grad heißen Städten Hanoi und Haiphong.

Wir fragten uns, wie hier wohl die Reaktion sein würde auf den Tod Le Duans, den Ho-Chi Minh immerhin in seinem Testament als »Ersten unter Gleichen« bezeichnet hatte. Unser Besuch des Ho-Chi-Minh-Mausoleums, wo wir, zusammen mit Tausenden von Vietnamesen, den aufgebahrten Körper von »Onkel Ho« gesehen hatten, hatte uns die Vietnamesen voller Ehrerbietung gezeigt, und wir glaubten, daß dieser Eindruck nun für unsere Reise bestimmend sein würde.

Aber auf den Straßen gab es keine Tränen, und während der fünftägigen Staatstrauer ging das Leben weiter wie normal. Am Morgen nach dem Tode Le Duans füllte sich der Strand von Ha Long Bay mit fröhlichen Urlaubern, und am Nachmittag, bei einem Besuch der Docks von Haiphong und einem Treffen mit dem Parteikomitee der Stadt, sprachen die Vietnamesen von ihren Zielen, ihren Plänen, ihren Erfolgen. Der Name Le Duans fiel nur in der Beileidsbezeugung unserer Delegation.

Als wir am Abend in einem alten Fordbus die fünfzig Meilen am Flußdelta entlang nach Haiphong fuhren, sahen wir schwarze Trauerfahnen vor Regierungsgebäuden. Kinos und Theater blieben während der Trauerperiode geschlossen. Die Bürger wurden gebeten, ihre Freizeitvergnügen und das Trinken etwas einzuschränken, aber es gab keine offiziellen Verbote.

Die Beerdigung Le Duans fand »im engsten Familienkreis« statt. Nur aus Laos, Kampuchea und der Sowjetunion waren Delegationen eingeladen, und ein in Hanoi lebender sowjetischer Journalist repräsentierte die internationale Presse. Man wollte, so schien es, kein internationales Ereignis aus dem Tod des Führungsveteranen machen: Die Augen der Vietnamesen sind auf die Zukunft gerichtet.

SONG DA

Wenn die Sonne untergeht in Hanoi, dann ist es in den Straßen so dunkel, daß man ein Fahrrad oft erst im letzten Moment erkennt. Das Bier wird warm serviert, da Strom fehlt, um es zu kühlen. Viel gravierender natürlich ist die

Energieknappheit, wenn es um die industrielle Produktion geht. Die Vietnamesen haben begonnen, einen riesigen Staudamm über den Fluß Song Da zu bauen. Der Song Da entspringt in den Bergen des südlichen Chinas. Normalerweise führt er ein Drittel des Wassers, das das Delta des Roten Flusses erreicht. Bei Hoa Binh, einer Provinzhauptstadt rund sechzig Meilen südlich von Haiphong, biegt er scharf nach Norden und fließt dann in den Roten Fluß. 1978, als es im Norden die schlimmsten Überschwemmungen des Jahrhunderts gab, schwoll der Song Da dermaßen an, daß er fast zwei Drittel des Deltawassers führte.

»Das Wichtigste bei diesem Dammbau ist die Flutkontrolle. Wenn das nicht wäre, dann wäre solch ein Riesenprojekt sein Geld nicht wert«, sagt dann auch Tran Bac, ein junger Ingenieur und Absolvent der Hochschule für Wasserwirtschaft in Hanoi. Sowjetische Ingenieure, die die Vietnamesen bei der Planung beraten, halten dieses Unternehmen für das komplizierteste Bauvorhaben der Welt. Auch die Franzosen hatten ein ähnliches Projekt, gaben es aber in den vierziger Jahren auf. »Der Da«, meinten sie, »ist unbezwingbar«. Wenn das Wasserkraftwerk im nächsten Jahrzehnt fertiggestellt ist, wird es Vietnams Stromerzeugung verdoppeln.

HAIPHONG

Haiphong ist mitten in einem Bauboom. In den Straßen der Vorstädte reiht sich, auf kleinen Grundstücken, ein neues Haus ans andere. Am Stadtrand wachsen Apartmenthäuser in die Höhe. 1,3 Millionen Einwohner hat Haiphong und 82 Prozent davon, erzählt voller Stolz der Vizepräsident des Stadtrats, Trin Thai Hung, leben heute unter Ziegeldächern – und das trotz der Zerstörung von beinahe einer Million Quadratmeter Wohnfläche durch US-Bomben.

Haiphong, sagt Hung, sei deshalb so brutal angegriffen worden, weil die USA den Hafen vom Rest des Landes abschneiden wollten. Das hatte jedoch dazu geführt, daß die Stadt »besser organisiert« wurde: Die zivilen Verteidigungskräfte schossen 317 US-Flugzeuge ab, darunter fünf B-52 Bomber und einen F-lll. Zur Belohnung dafür, so Hung, »hat uns die Regierung erlaubt, ein bißchen herumzuexperimentieren.«

Die Stadt wurde eine »autonome Wirtschaftszone«. Sie bekam das Recht, Arbeiter zu heuern und zu feuern, Geld von der Zentralbank zu leihen und vom erzielten Gewinn neue Gerätschaften zu kaufen. Die Stadt war eines der ersten Gebiete in Vietnam, das seinen Bauern und Arbeitern materielle statt ausschließlich moralischer Anreize bot.

Vier Wirtschaftssektoren hat Haiphong: Industrie, Landwirtschaft, Tourismus und den Hafen. Die Landwirtschaft gilt als strategisch wichtig, da die Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln eine Voraussetzung ist für die weitere wirtschaftliche Entwicklung. Außerdem ist die Stadt gerade dabei, eine neue, kürzere Direktverbindung zum Meer zu bauen. 300 Millionen Tonnen Güter werden hier jährlich umgeschlagen und bis zur nächsten Dekade sollen es zehn mal soviel sein. Cat Ba, eine Insel in der Nähe der Stadt, wird zu einem größeren Ferienzentrum umgebaut**.**

Die Regierung, sagt Hung, hat die Initiativen und Erfolge der Stadt zur Kenntnis genommen und ähnliches in die landesweite Planung übernommen. Doan Duy Thanh, KP-Chef von Haiphong, wurde im Sommer Außenhandelsminister – die wirtschaftliche Praxis bringt neue Führer hervor.

Ob materielle Anreize und sozialistisches Bewußtsein zusammenpassen? Ja, meint Hung: »Die Bevölkerung ist froh darüber, daß privater Einsatz vom Staat honoriert wird. Entscheidend und wesentlich ist aber der kollektive Fortschritt. Natürlich kommt es auf die sozialistische Überzeugung an, sonst könnten wir unsere Ziele nicht erreichen.«

EINE KOOPERATIVE UND EINE SCHUHFABRIK

Wenn man den Roten Fluß überquert, über die neue Chuong-Duong-Brücke fährt, und dann noch ein paar Meilen an einem von Nordvietnams riesigen Deichen entlang, dann kommt man zur Da-Ton-Kooperative. 1500 Familien bearbeiten hier gemeinsam 1120 Morgen Land. Die 7400 Menschen der Kooperative bilden 18 Produktionsteams – Mauerer und andere Handwerker gehören auch dazu. Die Koop besitzt drei große und zwei kleine Traktoren und hat eine ungefähr 15 Kilometer lange Bewässerungsanlage. Rund zehn Morgen Land sind für Obstbäume bestimmt, die von den älteren Genossenschaftsmitgliedern betreut werden.

Direktor Le Van Bui ist, wie viele der Mitglieder, ein Kriegsveteran. Er wuchs in einem der fünf Dörfer auf, die heute die Kooperative bilden. Er und seine sechs Leiter arbeiten jeden Tag auf den Feldern, um wie er sagt, »die Situation wirklich kennenzulernen. Täten wir das nicht, würden wir Manager zu Bürokraten.«

»Wir haben für das Leben der Bauern hier viel erreicht«, meint Bui. 1972, während der Weihnachtsbombardements, war die Kooperative zerstört worden; heute dienen die Bombentrichter der Fischzucht. Die Koop hat eine Bibliothek mit 4000 Bänden und ein eigenes Krankenhaus.

Ein Reisbauer verdient in Da Ton 265 neue Dong im Monat (15 Dong = 1 US-Dollar). Er bepflanzt, pflügt und eggt die Reisfelder. Die Genossenschaft stellt den Dünger, das Wasser und das Ackergerät. Produziert der Bauer mehr Reis als das vorgeschriebene Soll, so gehört ihm der Überschuß.

Außerhalb Haiphongs liegt auch die Dinh-Schuhfabrik. 2800 Arbeiter sind hier beschäftigt. Sie produzieren fünf Millionen Paar Tennisschuhe pro Jahr. Es sind Schuhe, die man im ganzen Land sieht: Schwarz und hochgeschnürt, in einem kleinen weißen Kreis auf dem Knöchel steht »Vietnam«.

Die Fabrik gilt als erfolgreich, sagt ihr Direktor Truong Trong Toan. Aber sie hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen, auf die sie keinen Einfluß hat. Wegen Gummi- und Stromknappheit wird weniger produziert als im Vorjahr. Da die Fabrik nicht voll ausgelastet ist, die Arbeiter aber nach dem neuen leistungsorientierten Lohnsystem bezahlt werden, ist ihr Verdienst etwas gesunken. Im Schnitt verdient ein Arbeiter hier zwischen 400 und 500 Neue Dong im Monat. Management und Facharbeiter können auf bis zu 1100 Dong kommen.

Neue Direktiven, die auf einer Sitzung des KP-Zentralkomitees im Juni 1985 verkündet wurden, geben Toan als Direktor mehr Macht. Jetzt hat er zum Beispiel das Recht, einen Arbeiter zu kündigen, der stiehlt oder häufig fehlt. Ein Fabrikkomitee, das sich aus Management, Partei- und Gewerkschaftsvertretern zusammensetzt, handelt mit staatlichen Vertretern das Produktionssoll aus.

Wenn der Betrieb das Soll erfüllt, kann er weitere Rohstoffe auf dem freien Markt kaufen, und er kann verkaufen, was er dann produziert. Die Gewinne werden reinvestiert. Toans Betrieb versucht außerdem Überschüsse zu erwirtschaften, indem Reste zu Babyschuhen verarbeitet werden.

HO-CHI-MINH-STADT

Wenn man vom Da-Phuc-Flughafen in Hanoi aus nach Süden fliegt, kann man deutlich die Bombenkrater erkennen. Sonst stößt man, außer einer zerstörten katholischen Kirche und den Ruinen eines Elektrokraftwerks, nur noch im Museum und auf den Friedhöfen auf sichtbare Spuren des US-Krieges. Die ökonomischen Spuren aber bleiben.

Ho-Chi-Minh-Stadt ist anders als Hanoi. Die Gebäude ragen bis zu zehn Stockwerke hoch. Die Stadtjugend hat eine Schwäche für westliche Mode, und es gibt mehr Motorräder. Die Läden scheinen mehr Ware auf Lager zu haben, und auf den Märkten gibt es frisches Gemüse im Überfluß. Die Löhne, aber auch die Preise sind höher als im Norden.

Ein erster Rundgang durch die Stadt ist zermürbend: aggressive Radtaxis, bettelnde Kinder – und viele mit durch Dioxin bedingten Geburtsfehlern. Noch zermürbender und schrecklicher ist ein Besuch im Tu Dzu Krankenhaus, der örtlichen Frauenklinik. Elf Jahre nach dem Ende des Krieges steigt noch immer die Zahl der dioxingeschädigten Schwangerschaften – besonders bei Frauen zwischen 15 und 25 Jahren.

Dr. Le Diem Huong, die Chefin der Kinderabteilung des Tu Dzu Krankenhauses: »Der Einsatz von Kampfgas hat die Gesundheit des vietnamesischen Volkes schwer geschädigt.« Eine Studie des Hospitals habe gezeigt, daß seit dem ersten Einsatz der Giftgase 1962 wesentlich mehr Fehlgeburten und Mißbildungen auftraten. Dr. Huong: »In dem vom Gaseinsatz betroffenen Gebieten ist die Zahl bedeutend höher als anderswo.«

Ein Treffen mit Vertretern der Städtischen Vaterlandsfront – einem Bündnis verschiedener Massenorganisationen – entkräftet westliche Unterstellungen, Hanoi habe die politisch abweichenden Gruppen der provisorischen Regierung von Südvietnam ausgeschaltet. Um uns zu begrüßen, versammeln sich der ehemalige Direktor der Saigoner Polizei – jetzt ist er Vorsitzender der Rechtsanwältevereinigung – , ein ehemaliger Vier-Sterne-General der südvietnamesischen Armee, der Führer der südvietnamesischen Buddhisten, ein Schriftsteller, der unter dem alten Regime zehn Jahre im Gefängnis saß und Ngo Ba Thanh, Vizepräsidentin des vietnamesischen Frauenverbandes und Mitglied der Nationalversammlung.

Ngo Ba Thanh, examinierte Juristin der New Yorker Columbia Universität, war 1968 bei der Tet-Offensive dabei und wurde dafür vom alten Regime inhaftiert. Kürzlich wollte sie eine Vortragsreise durch die USA machen, aber das US-Außenministerium hat ihr das Einreisevisum verweigert.

Thanh ist bestürzt über einige Entwicklungen seit der Befreiung des Südens. Ihre Kritik richtet sich sowohl an die KPV als auch an nichtkommunistische Führer. »Wir haben es versäumt, die Auswirkungen des US-Kolonialismus auf den Süden genau zu untersuchen. « Stattdessen sei einfach gesagt worden, »daß wir die Phase des Kapitalismus überspringen und direkt zum Sozialismus übergehen.« »Aber«, meint Thanh, »der US-Kriegskapitalismus hier im Süden war extrem ausbeuterisch« und seine langandauernden Nachwirkungen seien von allen unterschätzt worden.

»Das Ansehen der KPV ist so groß, daß die Leute Entscheidungen ganz selbstverständlich akzeptieren«, erzählt sie uns später. Aber die Fehler der Führung bei der wirtschaftlichen Umgestaltung des Südens hätten dazu geführt, daß die Bevölkerung im Augenblick in einer nicht allzu »enthusiastischen« Stimmung sei.

DER LEBENSMITTELHANDEL

»Wir werden jetzt einen der bekanntesten und beliebtesten Menschen in Vietnam treffen«, sagt unser Übersetzer. Wir sind auf dem Weg zu Nguyen Thi Thi. »Sie beschäftigt sich mit einem der wichtigsten Bereiche für Vietnam – dem

Nahrungsproblem.« Die freundliche weißhaarige Dame steht an der Spitze einer Organisation, die für vieles typisch ist, das neu ist an Vietnams Wirtschaftsplanung .

»Wir haben ein völlig neues System der Reisverteilung geschaffen.« Thi ist Chefin der Lebensmittel-Handels-Gesellschaft von Ho-Chi-Minh-Stadt, die jeden Tag knapp fünf Millionen Menschen mit Nahrung versorgt. Reis wird in Vietnam schon immer vom Staat subventioniert, was Milliarden Dong kostet. Früher konnte der Staat nicht mit den privaten Händlern konkurrieren, die mit ihren LKWs ins Mekong-Delta fuhren, dort den Erzeugern etwas mehr als die staatlichen Händler boten und dann den Reis zu einem wesentlich höheren Preis in der Stadt verkauften. »Sie beuteten die Leute aus«, sagt Thi.

Vor sechs Jahren begann die städtische Nahrungsmittelgesellschaft, sich um die Kontrolle auf dem Reismarkt zu bemühen. Im Gegensatz zu früher ging sie nun selbst ins Delta, um die Zwischenhändler auszuschalten und den direkten Kontakt »zwischen sozialistischem Handel und der Bauernschaft« herzustellen.

Neu an diesem Vorgang ist, sagt Thi, »daß man nicht vom Staat abhängig ist, sondern selbst die Initiative ergreift«. 1985 machte die Reisgesellschaft Gewinne von mehreren Millionen Dong. Davon kaufe sie neue Maschinen in Japan und für die Neuvermählten in der Stadt gab es kostenlose Hochzeitskuchen. 54 verschiedene Nahrungsmittel produziert die Gesellschaft – unter anderem Instant-Nudeln und 7000 Tonnen Mehl im Monat. Seit 1984 produziert Vietnam genügend Reis für den Eigenbedarf, und seitdem kann die Lebensmittelgesellschaft einige ihrer Produkte nach Singapur exportieren.

Vor der Befreiung lebte Nugyen Thi Thi in Widerstandsbasen in der Gegend von Saigon. Als enge Freundin Le Duans war sie bei den Tet-Offensive dabei, und sie kam oft nach Saigon, mit einem Baumstamm und daran befestigten Reiskörben auf der Schulter. »Nach der Befreiung«, sagte sie, »kannte ich die Stadt sehr gut.«

ENDGÜLTIGER WECHSEL

Elf Jahre sind seit dem Sieg über die USA und der Wiedervereinigung vergangen, und Vietnam ist jetzt bei der Bestandsaufnahme. In der vietnamesischen Führungsspitze sind Auseinandersetzungen um die wirtschaftliche Zukunft des Landes, um zentrale Planung oder Dezentralisierung, im Gange. Das Plenum im Juni dieses Jahres gab den Inovatoren grünes Licht. Aber die im September letzen Jahres gefallene Entscheidung, den Dong abzuwerten, führte zu wirtschaftlichem Chaos. In der Nationalversammlung, dem höchsten Wahlorgans Vietnams, kam der Vorwurf der Sabotage auf. Der Chef des Ministerrats, Pham Van Dong, entschuldigte sich für diesen Fehler, der die Inflation auf 300 Prozent getrieben hatte. Dennoch hat die Nationalversammlung von der Regierung für Ende dieses Jahres einen Bericht über die wirtschaftliche Lage verlangt und übt damit zusätzlichen Druck aus auf die KPV und dem Sechsten Parteitag, sich den Kritischen Fragen zur Wirtschaftspolitik zu stellen.

Staatsratchef Truong Chinh hat derzeit Le Duans Amt des Generalsekretärs inne. Der 80jährige Pham Van Dong hat seinen Genossen seinen Rücktritt angekündigt. Wer auch immer nach dem Sechsten Parteitag diese Spitzenposition einnimmt, fest steht, daß Vietnam einen Wendepunkt erreicht hat. Es wird einen respektvollen, aber endgültigen Wechsel in der Führung geben. Die erfolgreichen wirtschaftlichen Praktiker werden die Führer der nächsten Periode sein. Eine Periode, die »im Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft im ganzen Land« besteht, sagte uns ein Veteran der Revolution.

Konkret 12/86, S. 18

Mohsen Irangard

In die Heimat und zurück nach Hause

Ein Iraner aus Hamburg kommt nach Teheran. Nach Jahren das erste Mal wieder. Er sieht ein Land im Kriegszustand: im Krieg mit dem Irak, im Krieg mit der eigenen Bevölkerung. Gestorben wird reichlich: langsam in den Städten, schnell an der Front. Kein Reisebericht.

Bereits auf dem Flughafen Frankfurt rückt die Grenze der Islamischen Republik auf einmal sehr nah, die Grenze zwischen Überzeugung und Kalkül beginnt sich zu verwischen: Im Flugzeug tragen viele Frauen ein Kopftuch; einige Männer haben einen Vollbart, und manche haben sich einen Zweitagebart wachsen lassen. Meine iranische Frau fühlt sich noch in Deutschland und doch schon im Iran. Sie paßt sich an. Sie will nicht wegen eines Stück Kopftuchs ständig Zielscheibe zorniger Blicke eines Hezbollahis (Parteigänger Gottes) sein.

Bei einer ungeplanten Zwischenlandung in Genf steigen einige Fluggäste ein, unter ihnen eine Gruppe bärtiger Männer, die von einer neben mir sitzenden Frau als »Regierungsfunktionäre« bezeichnet werden. Man könne sie an ihrer selbstbewußten bis überheblichen Haltung erkennen. Die neuen Herren haben einige Stunden später ein ganz besonderes Problem: Es ist Gebetszeit, und sie wissen nicht, in welcher Richtung Mekka liegt. Es wird diskutiert, ergebnislos. Moderne Technik macht schließlich das Gebet über den Wolken möglich. Ein Steward greift zum Bordtelefon und fragt den Kapitän nach der Flugrichtung. »Wir fliegen genau Richtung Osten«, lautet die rettende Antwort, worauf auch der Zweifler, der kurz zuvor in alle vier Himmelsrichtungen beten wollte, sich in südöstlicher Richtung zum Gebet niederläßt.

Nach sieben Jahren bin ich wieder auf dem Boden meiner Heimat. Hoffnungen und Ängste liegen dicht beieinander. Der Grenzpolizist des Flughafens Mehrabad blättert in meinem Paß, greift aus einem Kasten eine Liste heraus. Er fragt nach meinem Namen. Ich merke, daß ich wieder zuhause bin, denn nach Jahren brauche ich ihn nicht mehr zu buchstabieren.

Die ersten Tage vergehen mit dem Sammeln von Eindrücken. Ich ziehe Vergleiche zwischen dort und hier, bin froh, nach Jahren nicht mehr ein Ausländer zu sein. Doch die große Kluft zwischen den herrschenden Werten und eigenen Vorstellungen wird spürbar. »Dort « war ich ein Ausländer, hier bin ich ein Außenseiter«, sage ich zu einem Freund in Teheran. Er beschreibt seine Situation noch dramatischer: »Dort wurde ich als das kranke Glied in einer gesunden Kette behandelt, hier fühle ich mich wie das gesunde Glied einer kranken Kette.«

»Khomeini«, »Krieg«, »Blut«, »Revolution«, »Saddam«, »Amerika«, »Heuchler«, »Israel«, »Schleier«, »Tod«, »Islam« dieses sind die häufigsten Wörter, die in unterschiedlicher Kombination als Wandparolen das Teheraner Stadtbild beherrschen. Ich suche vergeblich nach einem Graffito, in dem »Tod« und »Khomeini« zusammen vorkommen. Ohne diese Parolen hätte man gewiß vergessen, daß hier eine Revolution stattgefunden hat und daß sich dieses Land in einem der brutalsten Kriege des Jahrhunderts befindet.

Der Taxifahrer klagt über den Krieg: »Die Regierung spricht von einem aufgezwungenen Krieg. Es ist wahr, denn *sie* hat uns den Krieg aufgezwungen.« Ich solle lieber nach Deutschland zurückgehen, denn hier habe man zwischen zwei Arten von Tod zu wählen, »dem langsamen Tod in der Stadt, oder dem schnellen an der Front«.

Der Krieg hat die iranische Gesellschaft in zwei Lager geteilt: das eine profitiert durch materielle Vorteile und Prestigegewinn, das andere leidet. Die Befürworter werden für ihre Treue und ihren eventuellen Einsatz mit einem leichteren Zugang zu knappen Gütern belohnt, Kriegsopferfamilien werden durch die »Märtyrerstiftung« betreut, die »kerbela Reisenden« – wie die Freiwilligen genannt werden – werden von Freunden und Glaubensgenossen mit aufwändiger Zeremonie zum Bahnhof begleitet; sie fühlen sich im Mittelpunkt der Gesellschaft und glauben fest, durch ihre Aktionen weltweit etwas zu verändern. Die Freiwilligen rekrutieren sich meist aus unteren Schichten, aus Bauern und städtischen Armen. Sie gehören zu den gesellschaftlichen Gruppen, die über Generationen hinweg marginalisiert und unterdrückt wurden – Opfer einer Modernisierung, die an ihnen vorbeiging. Jetzt bietet sich diesen »Mostazafin« (Entrechteten) eine noch nie dagewesene Gelegenheit, alle historischen Defizite auszugleichen. Das doppelte Thema Revolution und Krieg ist bestens geeignet, sowohl nach innen (Prestigegewinn, sozialer Aufstieg und Herrschaftssucht) als auch nach außen (Demonstration nationalen Widerstands, Mobilisierung der weltweiten Aufmerksamkeit) historisch gewachsene gesellschaftliche Degradierungen und außenpolitische Demütigungen wettzumachen.

Die Kriegsgegner – sie sind meist mit Regimegegnern identisch – müssen solange stillhalten, wie der Krieg läuft. »Ihr feiert, lacht, meckert, stellt Forderungen, kritisiert, während unsere Söhne an der Front sterben«, so lautet die immer wiederkehrende Antwort der Hezbollahis auf jede unliebsame Reaktion der Bevölkerung. Dabei gehören auch die Fanatiker zu den Leidtragenden des Krieges.

Ein Freiwilliger berichtet mir von seinen Kriegserlebnissen. Er habe an der im vergangenen Februar begonnenen Operation in Kurdistan teilgenommen. Als der Befehl zum Angriff auf eine Höhe kam, sei er mit seiner Einheit vorgestoßen. »Die Iraker sind grausame Bestien. 24 unserer Brüder wurden getötet, etwa achtzig weitere verletzt.« Er sagt nicht, daß der

Angriff gescheitert ist, aber ich merke es an seinem Ton. Er ist ja schließlich als Kriegsverletzter vorzeitig nach Hause gekommen. Ich wechsele das unangenehme Thema und frage, wie es den Iranern gelungen ist, Schatt ul Arab zu überqueren und die Stadt Fau tief auf irakischem Boden am Golf zu erobern. Ich erwarte ein Lob auf »die tapferen islamischen Brüder«, bekomme aber etwas ganz anderes zu hören: »Nicht unsere Brüder haben den Sieg ermöglicht, sondern der Mahdi (der zwölfte Imam der Schiiten, auch »verborgener Imam« genannt). Er hat auf Befehl Elektronen der Atome in militärischen Hindernissen zum Stillstand gebracht. Die Barrieren wurden funktionsunfähig und der Weg war frei«.

Diesem islamischen Kämpfer zu widersprechen, scheint mir sinnlos. Er hat mit dieser Erklärung zwar nicht die Mehrheit der etwa 15 anwesenden Zuhörer auf seiner Seite, verfügt aber über vernichtende Argumente. Aus Erfahrung weiß ich, wie er einen Widerspruch beantworten würde: »Wer die Macht von Mahdi in Frage stellt, leugnet die Macht des Gottes und gehört in die Reihe der Ungläubigen gegen die der Krieg geführt wird.«

Die Treue der Hezbollahis zu Khomeini ist grenzenlos, und blind. Am Vorabend des iranischen Neujahrsfestes sitze ich bei frommen Befürwortern der islamischen Republik. Im iranischen Fernsehen wird die Neujahrs-Ansprache des Revolutionsführers Ajatollah Rouhollah Moussavi Khomeini übertragen. Seine vor dem Bildschirm sitzenden Anhänger verfolgen das einleitende Gebet und sagen: »Amen«. Danach bin ich der einzige, der sich für den Inhalt der Rede interessiert.

Vor meiner Reise habe ich oft Iran-Reisende danach gefragt, wieviel Prozent der Bevölkerung wohl hinter Khomeini stehen. Im Lande selbst erübrigt sich das Rätselraten um Mehrheit und Minderheit, um Anteile, Prozente und demoskopische Erklärungen. Was hier entscheidet, sind nicht Quantitäten, sondern Qualitäten. Was zählt sind Überzeugung und Glauben und nicht die Frage, ob 10 oder 20 Prozent auf Khomeinis Seite stehen. Fest seht: die treuen Hezbollahis, obwohl zahlenmäßig eine Minderheit, machen sich durch ihre noch nie in der iranischen Geschichte dagewesenen Überzeugung faktisch zu einer Mehrheit. Der Schah wäre nicht gestürzt worden, hätte seine »Garde der Unsterblichen« einen Bruchteil dieser Loyalität unter Beweis gestellt.

Das System der Islamischen Republik Iran entzieht sich immer aufs neue nüchternen und rationalen Erklärungsversuchen. Dies gilt am deutlichsten für die iranische Wirtschaft. 42 Millionen Einwohner leben seit fast 6 Jahren mit einem Krieg, der fast die Hälfte des Staatshaushaltes verschlingt; viele Städte sind zerbombt; Kriegsflüchtlinge warten auf ihre Heimkehr; etwa 1,5 Millionen afghanischer Flüchtlinge sind da; Erdölverlade-Einrichtungen wurden bombardiert; chemische Waffen wurden eingesetzt; innere Unruhen brachen aus; unersetzbare Politiker wurden getötet; das Ausland verspottete und verachtete die Revolution; Wirtschaftsboykott wurde verhängt; aber dies alles konnte das Land nicht ruinieren, Die Wirtschaft funktionierte die ganze Zeit schlecht, aber sie lief weiter. Fanatische Khomeini-Anhänger sind stolz darauf, wenn westliche Beobachter sich über soviel Resistenzvermögen wundern: »Westliche Computer können alles erfassen, aber nicht die Kraft des Glaubens«, heißt es in der offiziellen iranischen Presse.

»Funktionierende Kriegswirtschaft«, »geordnetes Chaos« und »stabile Krise« sind zwar paradoxe Begriffe, können aber die Lage Irans besser beschreiben, als eingleisige, monokausale Erklärungsversuche westlicher Prägung.

Die rasante Inflation und Knappheit von Lebensmitteln hat die Grenzen der iranischen Gastfreundschaft offengelegt. Es gehört längst nicht mehr zu Selbstverständlichkeiten des Alltags, Freunde und Verwandte spontan zum Essen einzuladen. Eine Einladung muß längerfristig geplant und organisiert werden, denn Grundnahrungsmittel wie Reis, Fleisch, Öl u.a. lassen sich nicht von heute auf morgen beschaffen, außer auf dem schwarzen Markt zu einem mehrfach überhöhten Preis.

Mein Freund, der als Hochschullehrer in Teheran arbeitet, bezeichnet das ganze Geschehen seit 1979 als eine »Kulturrevolution«. Denn der neue Staat habe in keinem anderen Bereich so konsequent und radikal das alte Regime verdrängt wie auf dem Gebiet der kulturellen Werte. Die iranischen Frauen, als das schwächste Glied der Gesellschaft, müssen die Hauptlast dieser kulturellen Rückbesinnung tragen. Zwar ist Iran nicht das einzige islamische Land, in dem die Frauen verhüllt auf die Straße gehen. Die Islamische Republik ist auch nicht die Erfinderin der Unterdrückung. Aber in keinem anderen Land wird eine derartige staatlich organisierte Geschlechter-Apartheid praktiziert wie im Gottesstaat Khomeinis. Schilder mit der Aufschrift »Brüder« und »Schwestern« zeigen vielerorts, daß die Distanz zu Frauen zu beachten ist, sei es an Ein- oder Ausgängen, in Amtsstuben, Warteschlangen oder auf dem Campus einer Hochschule. »Tod den Unverschleierten« als eine häufige Wandparole macht deutlich, daß es auch ernst werden kann. »Wir bedauern es, unislamisch gekleidete Schwestern nicht bedienen zu können« ist zu einer gängigen Formulierung geworden, mit der man in schriftlicher Form unbequeme Frauen aus Geschäften, Restaurants oder Behörden ausschließt.

Auf einer Hochzeit sitze ich in einem hell beleuchteten großen Saal unter etwa 200 männlichen Gästen. Die Frauen wurden bereits vor dem Eingang des Luxus-Hotels aus der Schahzeit durch einen separaten Eingang in einen anderen Saal geführt. Nichts deutet darauf hin, daß hier ein freudiges Ereignis gefeiert wird. Um mich herum wird schweigend gegessen und getrunken. Man meidet lautes Lachen und auffällige Gesten. Es gibt keine Musik. Den Bräutigam dürfen die Gäste kurz begrüßen. Fotografieren ist verboten.

Ein Mann, der neben mir sitzt, ist zwar nicht eingeladen, hat aber bei Bekannten für 200 Tuman eine Einladungs-Karte gekauft. Dafür bekomme er ja mehr Essen und Trinken, als in einem Restaurant, und außerdem sei hier die Atmosphäre angenehmer.

Die Islamische Republik bietet nur ein Mindestmaß an Möglichkeiten zur Unterhaltung und Freizeitbeschäftigung. Wer ein geschmuggeltes Video-Gerät besitzt, schaut auch gelegentlich ausländische Produktionen oder gar westliche Werbefilme. Fernsehen bedeutet häufig ein ständiges Hin- und Herschalten zwischen drei Programmen. Wenn man Pech hat, spricht im ersten ein Ayatollah über die Geschichte der Propheten und im zweiten läuft die Kriegsberichtserstattung oder werden Märtyrer-Familien interviewt. Oft wird solange herumgeschaltet bis man was interessantes gefunden hat: einen Abenteuer-Film mit harten Männern auf hoher See, wo ohnehin keine Frauen vorkommen, eine Tiersendung oder ein deutscher Film zur Verkehrserziehung aus den 50er Jahren. Es kommt auch vor, daß Erwachsene sich mit Kinderprogrammen und japanischen Zeichentrickfilmen die Zeit vertreiben.

Über die Neujahrstage wurde, abweichend von der sonst starren Zensur, auch Interessanteres angeboten. Extra eine Serie zum politischen Leben des Amir Kabir. Er war der Initiator einer Reihe von gesellschaftlichen und politischen Reformen Mitte des letzten Jahrhunderts. Obwohl der Groß-Wezir nicht vom Islam, sondern von einem starken Nationalismus inspiriert war, wird er auch von den Machthabern geehrt. Trotz Zensur und Kontrolle scheint es dem Regisseur gelungen zu sein, auf historische Parallelen hinzuweisen: Im Garten der russischen Botschaft sagt der englische Gesandte in Teheran zu seinen russischen und französischen Kollegen: »Macht euch über die Entwicklung Irans keine Gedanken. Die Menschen in diesem Land laufen für eine Zeit einem großen Führer nach, bis sie enttäuscht werden. Sie können viel zerstören, aber aufbauen können sie nichts.«

Teheran hat viele Gesichter. Die Widersprüche können einen irritieren. Sie sind aber Ausdruck der realen ungelösten Konflikte in der Gesellschaft. So sind in den Buchhandlungen vor der Teheraner Universität – seit je her bekannt als Barometer der intellektuellen politischen Kultur – nicht nur islamische Kampfschriften zu kaufen. Angeboten werden auch Schriften, die indirekt die Zustände kritisieren. Eine vollständige zweibändige Übersetzung der Marxschen »Grundrisse«, Ernest Mandels »Marxistische Wirtschaftstheorie« (allerdings mit dem Titel »Wirtschaftswissenschaft«), ausgewählte Schriften von Heinrich Böll anläßlich seines Todes, Trotzkis Gedanken über Stalin, Werke von Hannah Arendt (z.B. »On Violence«) sind zugängliche Schriften. Auch George Orwells »1984« und »Animal Farm« finden unter dem grimmigen Blick des großen Bruders ihre Leser.

Sieben Jahre nach der Revolution herrscht im Iran ein Zustand, den man weder mit »Stabilität«, noch mit »Ruhe« kennzeichnen kann. Es ist ein Zustand, indem der Staat und die Bürger sich kennengelernt haben, beide Seiten gehen mit provokativen Aktionen sparsam um. Man hat sogar den Eindruck, daß sie stillschweigend eine Feuerpause vereinbart haben. Das Regime gibt sich häufig damit zufrieden, wenn das System nicht öffentlich kritisiert und die staatliche Macht respektiert wird. Daß diese Macht nicht von allen akzeptiert wird, ist den Ayatollahs bekannt. Die Bevölkerung meidet Risiken und handelt pragmatisch und nüchtern. Man hat die große Phase der gnadenlosen Verfolgung und Repressionen, in der Tausende hingerichtet wurden, lebendig vor Augen. Indem die Unzufriedenen durch Selbstkontrolle und Einschränkungen sich an die Gegebenheiten anpassen, kann der Staat mit direktem Einsatz von Gewalt sparsamer umgehen.

Seit einiger Zeit ist auch die Pflicht der Mitarbeiter von Behörden zur Teilnahme an dem gemeinsamen Mittagsgebet gelockert worden. Besucher haben aber umso mehr die Gelegenheit, ohne an dem Gebet teilzunehmen, in den Genuß eines »ideologisch-politischen« Unterrichts zu kommen. Zwei Tage vor meinem Abflug sitze ich in der »ideologisch-politischen Abteilung« einer Behörde, die meinen Fall bearbeitet. Während ich im Besucherraum gespannt und verunsichert auf das verabredete Zeichen mit einem Beamten warte, höre ich aus einem für Besucher installierten Lautsprecher die Predigt des Vorbeters. Er spricht mit gelassener Stimme und geduldig über die islamischen Regeln zur Benutzung eines Klos, über die Farbe des Menstruationsblutes und die Verschwörung des Imperialismus gegen den Islam...

Als das Gebet zu Ende ist, finde ich eine kurze Gelegenheit mich auf das Gespräch vorzubereiten. Mein Sachbearbeiter, so sagt mir der freundliche Vorbeter, sei vor dem Gebet nach Hause gegangen.

Der Iran wartet. Khomeinis Anhänger warten auf den Sieg des Islams über die »Arroganz des Imperialismus«, die Gegner auf das Ende der Arroganz der Mullahs, die Beobachter auf den Ausgang des Golfkrieges und auf den Tod Khomeinis. Aber warum sollte ein Todesfall eine entscheidende Wende in einem Land bringen, in dem Tode und Märtyrer mehr zählen als Lebendige Menschen? Und warum sollte eine (unwahrscheinliche) Niederlage im Golfkrieg ein Regime verunsichern, dessen Führer eine Niederlage, die für Gott erlitten wird, einen Sieg für den Islam nannte? Basiert doch die ganze schiitische Glaubenskraft auf dem Tod und der militärischen Niederlage Imam Hosseins gegen Yezid im Jahre 680.

Ich verlasse Teheran, ohne eine klare Antwort auf die Frage nach der Zukunft des Landes erhalten zu haben. Den Menschen, die ich traf, waren Lebensmittelbeschaffung und andere Alltagssorgen wichtiger als Politik. Zugunsten der Masse der Bevölkerung hat die Revolution wirtschaftlich wie sozial nichts Nennenwertes gebracht. Und doch hat sie eine

radikale Änderung herbeigeführt: Zum ersten Mal seit zweihundert Jahren wird die Außenpolitik des Iran nicht in Washington, London, Paris oder Bonn gemacht, sondern in Teheran. Dies werden die Iraner als das bedeutendste Erbe der Revolution auch dann nicht preisgeben, wenn Khomeinis Nachfolger in der Innen- und Wirtschaftspolitik einen gemäßigteren Kurs einschlagen.

Auf dem Flughafen Mehrabad kaufe ich mir einen Tee und setze mich an den Tisch einer Ausländerin. Sie trägt ein Kopftuch und kommt aus Neumünster bei Hamburg. Sie habe ihre Tochter in Teheran besucht. Ihr iranischer Schwiegersohn verdiene gut. Auch ihre Tochter arbeite als Sekretärin und verdiene Geld. Sie fragt, wo ich in Deutschland lebe, wielange und was ich tue. Bei der Frage »Gefällt es ihnen bei uns?« fühle ich mich schon längst in Hamburg.

Konkret 12/86, S. 22

Michael Kunitzsch

Auf zum Blackout!

In fünf Monaten ist es wieder soweit: 600.000 Helfer ziehen durch die Republik und zählen das Volk. 1,8 Milliarden DM wird die Fragebogenaktion kosten. Es ist der zweite Versuch des Staates, seine Bürger auszuforschen. Und diesmal soll es klappen.

Der Kanzler zuckte mit den Schultern und schüttelte den Kopf: Weiß nicht; keine Ahnung; keine Angabe; nicht geläufig; völlig unbekannt; keinerlei Erinnerung. Und nachdem er dies exakt 27 mal hatte sagen müssen, wurde er doch ein bißchen ungehalten. Man stelle ihm, Kohl, hier Fragen, »die nicht zur Erhaltung der Republik beitragen.«

Wie immer könnten auch diesmal die Worte des Kanzlers ihre Wirkung tun. Und wie immer nicht unbedingt die beabsichtigte. Wenn nun das Volk bei – Befragung – zu einem ähnlichen Schluß gelangte wie sein Kanzler zu Jahresbeginn vor dem Flick-Untersuchungsausschuß: »Entschuldigung, aber was ich beantworte, überlassen sie freundlicherweise mir.«

In fünf Monaten bekommt auch der einfache Bürger die Chance zum Blackout und mancher wird sie gern nutzen. Dann nämlich, am 25. Mai 1987, setzt der Staat zum zweiten Versuch an, das Volk zu zählen. 600.000 ehrenamtliche Helfer schwärmen bundesweit aus, um an Haus- und Wohnungstüren um Einlaß zu bitten und einen Katalog mit 33 Fragen vorzulegen.

Daß die Auskunftsverweigerung und gezielte Bewußtseinstrübung à la Kohl hinreichend Nachahmer finden könnte, versetzt die Erfassungsbehörden schon jetzt in Aufregung. Denn der Reinfall von 1983, als die Volkszählung am Widerstand der Bevölkerung scheiterte und vom Bundesverfassungsgericht gestoppt wurde, soll sich nicht wiederholen: Jede weitere Ausforschung wäre auf Jahre unmöglich gemacht.

Seit Monaten werben deshalb das Innenministerium und das Statistische Bundesamt gemeinsam um Sympathie für ihren Fragebogen – mit einen Rechenbrett aus dem Schulkindergarten als Sympathieträger. Und schon vorab wird im Anzeigentext dementiert, die Fragen könnten etwas zu tun haben mit »Ausforschungswut«, »gläsernem Bürger« oder »verletzter Intimsphäre«.

Das hatte bislang auch niemand behauptet, denn eine vergleichbare Boykott-Bewegung wie 1983 gibt es – noch – nicht. Wohl aber anhaltendes Mißtrauen. genau 49,9 Prozent der Bevölkerung sind nach einer Untersuchung des Bundesinnenministeriums – Wo man schon jetzt präzise abgeben kann, wer was denkt – der Überzeugung, die Volkszählung sei nicht notwendig, immerhin ein Drittel der CDU-Anhänger teilt diese Meinung. Sorgt sich die FAZ: »Die Zählung ist noch nicht über den Berg.«

Wie auch. Denn dem erstaunten Publikum, das sich knapp 45 Minuten nach Schließung der Wahllokale ersten Hochrechnungen des Fernsehens über die Wählerwanderung von Zweitwohnungsbesitzern gegenübersteht, ist kaum klarzumachen, ein solch hochinformierter Staat leide ausgerechnet Datennot.

Widerstand jedoch kommt eher von unerwarteter Seite. Zahlreiche Städte und Gemeinden, die nun kaum zu bewältigende Ausgaben auf sich zukommen sehen, wehren sich gegen die nationale Inventur. Je nach Größe der Kommune und Zählverfahren hat der Städtetag Aufwendungen von zehn bis zwanzig DM je Einwohner errechnet – insgesamt 1,8 Milliarden DM und damit mehr als eineinhalbmal soviel, wie im Bundeshaushalt veranschlagt. Da Bonn bloß 4,50 DM pro Kopf und Zahl zu erstatten bereit ist, muß allein die Stadt München mehr als 30 Millionen DM aus der eigenen Kasse zuschießen. Für ein paar Statistiken, die der Stadt in sechs Jahren, wenn sie dann freigegeben werden, kaum Nutzen bringen dürften. Lübeck, in ähnlich prekärer Lage, hat deshalb im August einfach die Vorbereitungen zur Volkszählung eingestellt.

Die Kostenexplosion für die Kommunen ist ein Ergebnis des Bundes-Verfassungsgerichts-Urteils mit dem die Volkszählung 1983 zwar ausgesetzt wurde, zugleich aber Hindernisse für einen neuen Versuch aus dem Weg geräumt wurden. Prinzipiell wurde in dem Urteil eine Volkszählung als grundgesetzkonform anerkannt, sofern das »Recht auf informationelle Selbstbestimmung« dabei respektiert werde. Unvereinbar mit diesem Recht sei, so das BVG, wenn »teilweise oder weitgehend vollständige Persönlichkeitsbilder zusammengefügt werden können, ohne daß der Betroffene deren Richtigkeit und Verwendung *zureichend* kontrollieren kann.« Für den hessischen Datenschutzbeauftragten Simitis »eine normative Barriere gegen alle Tendenzen, den einzelnen immer mehr und immer konsequenter in ein bloßes Informationsobjekt zu verwandeln.« Die salvatorische Einschränkung »zureichend« half den Politikern von CDU, SPD und FDP, bei der Neuformulierung des Volkszählungsgesetzes die Barriere elegant zu umgehen. Auf Details ließ man sich gar nicht erst ein. So tauchen trotz zahlreicher Änderungen viele alte Bekannte wieder auf:

-

zwar werden Namen und Adressen nicht mehr auf einem Personen- und Wohnungsbogen, sondern auf einem getrennten *Haushaltsmantelbogen* erfaßt und nach Abschluß der Zählung vernichtet, aber über eine identische Ordnungsnummer sind

die Bögen jederzeit verknüpfbar, jedenfalls solange sie bei den Erhebungsstellen gelagert werden. Und das kann Monate dauern.

- Eine *Re-Identifizierung* d.h. die Wiederzusammenführung von personenbezogenen und statistischen Daten ist ausdrücklich verboten und wird unter Strafe gestellt. Um zu verhindern, daß sich die Verwaltungsstellen an den Personendaten für einen Melderegisterabgleich bedienen, sollen gesonderte Erhebungsstellen eingerichtet werden, »personell, räumlich und organisatorisch« von der Verwaltung getrennt. Bleibt die Frage, warum dann überhaupt personenbezogene Merkmale abgefragt werden. Zumal die kleinen Gemeinden dürften erhebliche Probleme haben, die geforderte räumliche Trennung zu gewährleisten.
- Die *Zähler* (allein Hamburg benötigt 15.000) sollen die Gewähr für Zuverlässigkeit und Verschwiegenheit« bieten. Dazu werden Bund und Länder wohl ihre Beamten dienstverpflichten. Doch wer garantiert, daß aufgeschnapptes Wissen über den Kollegen oder Nachbarn nicht in der Kneipe ausgeplaudert wird?
- Falls die Erhebungsstelle Zweifel an der Richtigkeit und *Vollständigkeit* der Angaben hat, kann »hilfsweise« bei Nachbarn und Vermietern »nachgefragt« werden.
- Fragen nach Bewohnern von psychiatrischen Anstalten wurden gestrichen. Dafür werden jetzt *Bewohner von Heimen* von vornherein für unmündig erklärt, wenn sie »wegen einer Behinderung nicht Auskunft geben können.« Auskunftspflichtig ist der Heimleiter.
- Die einzelnen erhobenen Daten werden nicht mehr Personen oder Haushalten zugeordnet, sondern *Blockseiten* Straßenabschnitten die von zwei Querstraßen begrenzt werden, unabhängig von der Anzahl der Häuser. Die »Blockseite« bleibt als kleinste statistische Einheit gespeichert. Die sozialen Strukturen eines Wohngebietes lassen sich exakt ermitteln.
- Solange die personenbezogenen Daten nicht gelöscht sind, können alle Daten mit denen der Mitbewohner, Nachbarn und Arbeitskollegen verknüpft werden.
- Die Löschungsregelungen beziehen sich nur auf die Speichermedien, nicht auf die gespeicherten Daten. Städte wie Westberlin und Köln haben bereits angekündigt, daß sie aus Kostengründen bei der Abwicklung der Volkszählung Rechner einsetzen wollen. Damit würde die Anonymisierung restlos unterlaufen und die Reidentifizierung problemlos möglich.

Normalerweise macht die De-Anonymisierung von Daten geübten Statistikern kaum Probleme. Der ehemalige Hamburger FDP-Vorsitzende und Datenschutzexperte Klaus Brunnstein hat ein Computer-Programm entwickelt, mit dem er aus den bei der Volkszählung gewonnenen Daten nach dem Prinzip der Rasterfahndung eine einzelne Person unter 100.000 Menschen herausfiltern kann. Dafür genügen ihm bereits vier der abgefragten Merkmale. Und Bundeswehr-Informatiker rühmen sich, mit Hilfe des Geburtsdatums, des ersten Buchstabens im Nachnamen, der Nummer des Kreiswehrersatzamtes und einer Kontrollziffer die gesamte wehrfähige Bevölkerung auflisten zu können.

Gefährlicher als der Mißbrauch von Individual-Angaben erscheint den Experten das Risiko, das eine Weitergabe anonymer Strukturdaten an diverse Interessengruppen mit sich bringen kann.

Der Handel mit Daten dürfte nicht lange auf sich warten lassen. Die Beschaffung statistischen Materials aus der Volkszählung, sowohl von außen (durch Hacker) oder von innen (durch Personal oder Unbefugte) wird bei den geringen, schon wegen der enormen Kosten relativ simplen Schutzeinrichtungen kein Problem sein.

Hausbesitzern könnten die Angaben zur Miete Argumente für Preiserhöhungen liefern. Nicht umsonst hat der Präsident des Zentralverbandes der Deutschen Haus- Wohnungs- und Grundeigentümer, Theodor Paul, nachdrücklich die Politiker gewarnt, sich »opportunistisch der von den Grünen ausgelösten Abneigungskampagne« anzuschließen (so der »Spiegel« zur Volkszählung 1983).

Städte und Gemeinden könnten Strukturmaßnahmen, Verkehrsstraßen, Kraftwerke, Industrieareale dort planen, wo die Sozialdaten den geringsten Widerstand erwarten lassen.

Schließlich ließe sich aus den Erhebungen ein Kaufkraft-Kataster der Bundesrepublik erarbeiten, an dem jeder Marktforscher seine helle Freude hätte.

Wie findig der Umgang mit Daten bereits in der Privatwirtschaft abläuft, zeigt das Beispiel eines Unternehmens in Bayern, das das betriebliche Personalinformationssystem einsetzte, um die Belegschaft abzubauen. Die Arbeitskräfte schienen der

Geschäftsleitung überaltert, der Frauenanteil im Werk zu hoch. »Die meisten älteren Frauen, das ergab die Analyse des Computers, kamen von außerhalb mit dem Werkbus zur Arbeit. Die Geschäftsleitung schaffte den Bus ab, er sei unrentabel, hieß die offizielle Begründung.« Die Frauen kündigten von sich aus.

Wem also nützt die Volkszählung?

Den Arbeitslosen, wie der Innenminister in seiner Anzeigenkampagne großmäulig verkündet? Wer den jeweiligen Präsidenten der Bundesanstalt für Arbeit einmal bei seinen monatlichen Fernsehauftritten mit »saisonbereinigten Zuwächsen« hat operieren sehen, ahnt, daß es nicht die Daten sein können, an denen es mangelt. Arbeitslosenzahlen mögen sich so verringern lassen, die Zahl der Arbeitslosen kaum.

Nützt sie der Umwelt? Alle Energieprognosen, denen wir die Atomkraftwerke nebenan verdanken, beziehen ihre Rechtfertigung ebenfalls aus einer Volkszählung, der von 1970.

An Erhebungen, Befragungen, Vermessungen fehlt es hierzulande nicht, und was noch nicht erfaßt ist, wird es demnächst, wovon das Statistische Jahrbuch jenes Bundesamtes, das uns die Volkszählung so dringlich anrät, beredt Zeugnis ablegt, indem es gnadenlos subsumiert und rubriziert, was sich zwischen Bierausschank und Jagdunfall in dieser Republik ereignet.

Ohnehin sind es nicht die eher vorsichtig formulierten Fragen des Volkzählungsbogen, die die ganze Staats-Aktion so bedrohlich erscheinen lassen, und das Gewicht der Informationen, die sich der Staat so beschafft, ist gering im Vergleich zu dem, was jede Krankenkasse und jedes städtische Sozialamt aufbieten kann. Es kommt auf den Zusammenhang an, die Zusammenführung und Vernetzung der einzelnen Systeme in einem gigantischen Datenverbund.

Mit dem computerlesbaren Personalausweis, dem tragbaren Datenfunksystem der Polizei, mit Zevis, dem Flensburger Kraftfahrer-Datenpool, aus dem jede Revierwache die Namen und Adressen von 33 Millionen Fahrzeughaltern schöpfen kann, mit Pios, der BKA-Datei, und Paisy, dem Personal-Informationssystem, hat sich die Bundesrepublik als erster Staat eine Massenkontrolltechnologie zugelegt, die jeden Mucks seiner Bürger registriert. Die neuen Sicherheitsgesetze liefern dazu den Rahmen von Normalität und Legalität.

»Der Bürger«, so die Grünen, »der heute schon nicht mehr wissen kann, wo welche Daten über ihn zu welchem Zwecke liegen, muß in Zukunft davon ausgehen, daß potentiell alle Daten einer geheimdienstlichen Auswertung zur Verfügung stehen.«

Belanglose, triviale Daten gibt es also nicht mehr. Maulhalten ist der beste Datenschutz. Denn nicht zuletzt darum geht es diesem Staat bei der Volkszählung: Herauszufinden, wieweit die Duldsamkeit der Bürger reicht, auch eine Zwangserfassung hinzunehmen.

Daß das Mißtrauen gegenüber der Bevölkerung groß genug bleibt, kann man einem Planungsgutachten des Statistischen Landesamtes Berlin (West) entnehmen, das sich wie der Aufruf einer Boykott-Initiative liest:

»Der Umfang des Mahnwesens steigt mit der Unzuverlässigkeit bzw. Unwilligkeit der Beteiligten (zur Veranschaulichung: 10 % fehlende Personen- und Wohnungsbogen ziehen 500.000 Erinnerungs- und Mahnschreiben nach sich), während die Möglichkeiten gezielter Störmanöver im Sinne einer weichen Verweigerung fast unbegrenzt und entsprechende Fälle kaum zu identifizieren sind.«.

Auf zum Blackout!

Literatur zur Volkszählung

Michael Hoffmann und Johann Peter Regelmann »Volkszählung 87«, Steinweg Verlag, 96 Seiten, DM 9,80

Kutscha/Peach »Totalerfassung Sicherheitsgesetze, Volkszählung, Neuer Personalausweis« Pahl-Rugenstein Verlag, 228 Seiten, !4 80 DM

Konkret 12/86, S. 31

Walter Boehlich

Ein Ende ohne Schrecken

Die Mörder des nationalsozialistischen Volksgerichtshofes werden nicht zur Rechenschaft gezogen: Sie waren nur deutsche Richter an einem deutschen Gericht. Walter Boehlich findet die Entscheidung nur logisch aus der Entwicklung eines Staates abgeleitet, der sich von Beginn an als Nachfolger des 3. Reiches verstanden hatte

Der West-Berliner Justizsenator Rupert Scholz hat der Öffentlichkeit mitgeteilt, daß es keine Verfahren gegen Angehörige des Volksgerichtshofes geben werde. Er hält das für »nicht befriedigend und sehr bedauerlich für jeden, der an Gerechtigkeit glaubt«. Schöne, ruhige Worte für etwas, das gleichzeitig eine Katastrophe und eine unvorstellbare Schändlichkeit ist. Eine deutsche Katastrophe und eine deutsche Schändlichkeit, an der Politik und Justiz gleichermaßen beteiligt sind. Sie haben einander vierzig lange Jahre in die Hände gearbeitet, und es scheint ihnen ebenso wie denen, die nicht zur Verantwortung gezogen worden sind, an Unrechtsbewußtsein gefehlt zu haben, den einen, weil sie nicht gehandelt haben, den anderen, weil sie gehandelt haben, beide im Schutze unangezweifelten formalen Rechtes.

Kein denkender Mensch kann mit einem anderen Ergebnis gerechnet haben, als Scholzens Vorgänger Meyer vor sieben Jahren die Wiederaufnahme der Ermittlungen gegen die Ankläger und Richter des Volksgerichtshofes ankündigte. Greise, das weiß man, sind in den seltensten Fällen verhandlungsfähig, und Greise wären alle Angeschuldigten gewesen, wenn es zu Anklagen gekommen wäre. Die Mühlen der Justiz in NS-Prozessen mahlen noch langsamer als Gottes Mühlen, ohne daß man auch sagen könnte, sie mahlten trefflich fein. Juristen bleiben selten in ihnen hängen, braune Richter, und seien sie selbst Mörder in schwarzer Robe gewesen, noch seltener.

Als der junge Staatsanwalt Jahntz runde 35 Jahre nach dem Ende des Dritten Reiches an die Arbeit ging, mußte er beim Stande Null anfangen. Nichts, so gut wie nichts, war bis dahin geschehen. Was man kannte, war die Zahl der Todesurteile: 5234, in weniger als neun Jahren, steigend von 32 im Jahre 1937 bis auf 2097 im Jahre 1944. Kein Gericht, sondern eine Todesfabrik, die am Ende fast jeden zweiten Angeklagten ums Leben brachte. Mord unter dem Vorwand der Rechtssprechung, Mord, der nicht die Bestrafung krimineller Täter, sondern die Auslöschung des politischen Gegners zum Zwecke hatte. Gemordet haben da nicht wildgewordene Parteichargen oder kleine Büttel, sondern deutsche Juristen als Herren über Leben und Tod.

Es ist wahr, daß neben zwei Berufsrichtern jeweils drei Laienrichter an den Urteilen mitgewirkt haben, hohe Offiziere, hohe Funktionäre der NSDAP, auch sogenannte kleine Leute. Aber keineswegs haben die einen das Recht vertreten und die anderen das Unrecht, sondern alle gemeinsam das Unrecht eines Unrechtsstaates, und zwar dort, wo es am spektakulärsten in Erscheinung trat. Der Volksgerichtshof war ein willkürlich eingesetztes Sondergericht für Staatsschutz - Angelegenheiten, für Hoch- und Landesverrat, oder doch für das, was die Gewaltherrscher und ihre Anhänger dafür ansahen. Ein »ordentliches« Gericht ist er von Beginn an nicht gewesen, und von 1942 an hat er selbst auf den Schein, eines zu sein, verzichtet.

An seinen Urteilen sind insgesamt 567 Juristen beteiligt gewesen, und die Arbeit des Staatsanwaltes Jahntz bestand zunächst darin, sich Kenntnisse über diese zu verschaffen. Die meisten waren gestorben, andere starben während der Ermittlungen, schließlich blieben 29 übrig, denen man eine Beteiligung an Todesurteilen nachweisen zu können hoffte. Von diesen 29 war lediglich einer noch verhandlungsfähig, bis vor kurzem; jetzt ist er es auch nicht mehr. Also bleibt keiner übrig, also kann keiner angeklagt werden. Es ist alles ganz logisch.

Obgleich es so logisch ist und die Justiz sich doch offenbar viel Mühe gegeben hat, ist Senator Scholz nicht befriedigt. Andere sind empört. Die Logik nämlich verliert einiges von ihrem Glanz, wenn man die Frage stellt, was eigentlich bis 1979 geschehen ist. Oder: Warum bis 1979 nichts geschehen ist. Für die ersten zehn Jahre nach der Kapitulation werden alliierte Vorbehalte angeführt. Die waren angenehm für die Betroffenen, denn die Alliierten hatten zwar Vorbehalte, aber sie taten nichts. Die Deutschen dagegen hatten ersichtlich kein Interesse, ihrerseits etwas zu tun. Die Juristen schon gar nicht, denn die waren ausreichend damit beschäftigt (sobald sie das durften), alliierte Urteile zu revidieren, sofern diese nicht nach deutschem Recht ergangen waren.

Außer ein paar lästigen, ohnmächtigen Mahnern drängte niemand, und dann kam zum Glück der berüchtigte Rehse-Prozeß. Rehse war nur einer von 63 Angehörigen des Volksgerichtshofes, gegen den vor zwanzig Jahren ermittelt wurde, aber er blieb der einzige, der angeklagt worden ist. Er war an 373 Urteilen, darunter über 230 Todesurteilen, beteiligt. Angeklagt wurde er in sieben Fällen und zunächst zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, anderthalb Jahre später aber freigesprochen. In dem freisprechenden Urteil findet sich ein Satz, der Justizgeschichte gemacht hat und in dem behauptet wird, beim Volksgerichtshof habe es sich um ein »unabhängiges, nur dem Gesetz unterworfenes Gericht« im Sinne des §1 des Gerichtsverfassungsgesetzes gehandelt.

Für diese absurde und obszöne These hat sich der Kammergerichtsrat Oske auf den Bundesgerichtshof berufen, der das zwar nicht so gesagt hatte, aber erst vierzehn Jahre später halbgezwungen verkündete, er sei mißverstanden worden.

Solange der Bundesgerichtshof nicht widersprach, galt die These vom »ordentlichen Gericht« als herrschende Meinung, wenn auch nicht als herrschende Lehre, denn bereits 1974 hatte Walter Wagner in seinem emotionslosen 1000-Seiten-Wälzer über den Volksgerichtshof geschrieben: »Gerade deshalb darf der Volksgerichtshof ... nicht als eigentliches Justizorgan angesehen werden. Er war viel eher ein politisches Werkzeug, das in einer justizförmigen Prozedur politische Funktionen ausübte und unter Wahrung einer Scheinlegalität das Recht der Politik unterwarf.«

Für die Gerichte freilich schien alles einfach und bequem. Wenn der Bundesgerichtshof der Meinung war, der Volksgerichtshof habe den Anforderungen des §1 des Gerichtsverfassungsgesetzes entsprochen, dann hätte seinen Angehörigen der unbedingte Vorsatz zur Rechtsbeugung nachgewiesen werden müssen, was so gut wie unmöglich ist. Auch Rehse hatte ja behauptet, er habe in keinem Falle das Recht gebeugt, »sondern als Richter an einem ordentlichen Gericht frei und unabhängig in einem einwandfreien Verfahren nach bester Überzeugung Recht gesprochen.« Würden die anderen etwas anderes sagen? Dann lieber gar keine Prozesse.

Es blieb, wie es gewesen war. Die Justiz verfolgte alle anderen, nur nicht ihre Angehörigen. Sie verurteilte kleine und brutale Exzesstäter, auch KZ-Ärzte, auch Unternehmer, sie machte beinahe allen Gruppen, die an den Verbrechen des Tausendjährigen Reiches beteiligt gewesen waren, den Prozeß – nur sich selbst nicht. Sie erkannte Leuten, die nicht den geringsten Anspruch darauf hatten, das Richterprivileg zu, was praktisch dazu führte, daß die Justiz, deren Verbrechen nicht geringer waren als die anderer Institutionen, mit weißer Weste dastand. Alle anderen waren schuldig geworden, über alle anderen war Recht gesprochen worden – über sie nicht. Also waren sie offenbar unschuldig.

Den Bundesgerichtshof hat es vierzehn Jahre lang nicht gestört, daß er angeblich mißverstanden worden war. Er hat die Folgen dieses Mißverständnisses hingenommen, billigend oder nicht. Ob er wollte oder nicht, er hat damit Mördern geholfen, die augenscheinlich niemand verfolgen mochte. Und die Politik? Hat sich die Politik sehr anders verhalten als die Justiz? Sie hat ihren Anteil genommen an KZ-Prozessen und Kriegsverbrecherprozessen, aber auch sie hat nie ein Interesse daran erkennen lassen, daß auch die Weiße-Kragen-Kriminalität der Nazi-Zeit gesühnt werde. Wie sie die Bundesrepublik generell, von Ausnahmen immer abgesehen, mit dem alten Personal aufgebaut hat, so hat sie von Beginn an auch hochbelastetes Justizpersonal in die neuen Apparate integriert.

Es gab ja nicht nur den Volksgerichtshof mit seinen 6.000 Toten, sondern die normalen Gerichte mit weiteren 27.000 Toten, und daß die Verantwortlichen für diese Justizmorde nach wie vor in den Justizverwaltungen saßen, war bekannt, ehe es überhaupt eine Bundesrepublik gab. Als diese Tatsache im Parlamentarischen Rat zur Sprache kam, haben alle Mitglieder bis auf zwei für Schluß der Debatte gestimmt. Danach konnten die Belasteten einziehen in die Ministerien, als Ministerialräte oder Ministerialdirigenten, Einzug halten sogar in den Bundesgerichtshof. Sie hatten ja nur Recht gesprochen an ordentlichen Gerichten, ohne jedes Unrechtsbewußtsein. Alle diese Fälle sind längst vergessen, aber es hat sie gegeben, und sie gehören in den selben Zusammenhang wie die ungesühnten Morde der Männer vom Volksgerichtshof.

Wenn die Justiz durch Trägheit und Überforderung schon an den KZ-Prozessen scheitern mußte, wie viel eher mußte sie scheitern, wenn sie selbst zum Gegenstande ihres Handelns werden sollte. Sie konnte immer nur von einem formalen und sehr hypothetischen Recht ausgehen, in das keinen Eingang fand, was das Wesen des Unrechtsstaates ausgemacht hat. Ahnden konnte sie nur, was über das als Recht getarnte Unrecht hinaus Unrecht oder Verbrechen war, ihr eigenes Verbrechen, den legalisierten Massenmord, konnte sie mit ihrem Rechtsverständnis nicht als Verbrechen erkennen.

Konkret 12/86, S. 34

Martin Dannecker

Prävention ist alles oder nichts

Die bundesdeutsche Öffentlichkeit begibt sich auf bekanntes Terrain: Eine Meldepflicht soll her, Razzien und Schleppnetzfahndung, um diesen Virus, diese Lustseuche AIDS, auf deutschem Boden einzukesseln, zu vernichten, auszumerzen. Dagegen setzen die AIDS-Hilfen und mancherlei Veröffentlichungen auf Prävention, als sei das allein eine Lösung und ein Mittel gegen die öffentlichen Kampagnen, die erst begonnen haben

In jüngster Zeit häufen sich Ereignisse, die befürchten lassen, die bisherigen Auseinandersetzungen über den individuellen und kollektiven Umgang mit AIDS seien nur Scharmützel vor einem noch bevorstehenden Gefecht gewesen. Zwar wurde der Streit über notwendige, angemessene und damit vernünftige Reaktionen auf die sich um AIDS gruppierenden Gefahren bislang schon in einer Weise geführt, die nicht ganz ohne war. Und nicht wenige haben bereits während der zurückliegenden Auseinandersetzungen Contenance und Verstand verloren. Künftig könnte der Streit sich noch zuspitzen. In München und Frankfurt wurden Razzien, teilweise im Stil einer Schleppnetzfahndung, durchgeführt. Immer drängender wird die Registrierung und namentliche Erfassung von AIDS-Kranken und von HIV-Infizierten gefordert und als Konsequenz daraus die Durchführung von Zwangstests verlangt. Nach der in die ARD-Sendung »Pro und Contra« eingeblendete Meinungsumfrage scheint die Mehrheit der Bevölkerung für die Einführung der namentlichen Meldepflicht und für die Anwendung des Bundesseuchengesetzes mit den daraus sich ableitenden Einschränkungen der Grundrechte zu sein.

Unterstellen wir dieser Haltung der Bevölkerung keine Ranküne auf diejenigen, die sich scheinbar zuviel herausgenommen haben, dann müssen wir annehmen, sie sei von dem Glauben getragen, die Einführung der persönlichen Meldepflicht würde die Ausbreitung der HIV-Infektion verhindern. Das ist freilich Wunschdenken. Nun wird dieses Wunschdenken aber noch durch demagogische Tricks verstärkt, wie das auch in der »Pro und Contra«-Sendung geschah. Vorgeführt wurde ein besonders tragischer, aber exotischer, weil äußerst seltener Fall: ein Mann hat sich beim Geschlechtsverkehr mit einer i.v.-drogenabhängigen Prostituierten infiziert und die Infektion auf seine schwangere Frau übertragen, die schließlich ein HIV-infiziertes Kind zur Welt brachte. Wider besseren Wissens wurde suggeriert, eine namentliche Meldepflicht oder andere repressive Maßnahmen hätten die Begegnung des Mannes mit der Prostituierten und damit die tragische Infektionskette verhindern können.

Weiteten sich repressive Eingriffe der erwähnten Art aus, zerbräche das bisherige prekäre Arrangement im Umgang mit AIDS. Zunichte gemacht würden dadurch auch die sich abzeichnenden Erfolge vergangener Aufklärungs- und Präventionsarbeit, und der künftigen würde die Grundlage entzogen.

In dieser wieder einmal brenzligen Situation kommt das Buch »Aids kann schneller besiegt werden« von Rolf Rosenbrock bei VSA wie gerufen. Die Perspektive, aus der sich der Autor dem Thema nähert, ist eng, aber entschieden. Rosenbrock zieht, ganz auf den Gedanken der Prävention setzend, eine Zwischenbilanz. Er klopft die bisherige AIDS-Forschung ab, beschreibt deren Defizite, analysiert und kritisiert die gesellschaftlichen und staatlichen Reaktionen und Unterlassungen. Das geschieht in der Absicht, Bedingungen der Möglichkeit erfolgreicher Aids-Prävention aufzuzeigen. Durchsichtig gemacht werden die klimatischen, aber auch die handfesteren Behinderungen der bisherigen, im wesentlichen von den AIDS-Hilfen getragenen Aufklärungsarbeit.

Das Buch ist eine Hommage an die AIDS-Hilfen und wird von diesen, wie das Vorwort von Gerd Paul zeigt, auch so begriffen. Nur manchmal schimmert verhaltene Kritik an den AIDS-Hilfen auf. Das geschieht durch die Aufstellung gesundheitspolitischer Maximen, die selbstverständlich auch auf die AIDS-Hilfen gemünzt sind, die nolens volens zu einem Teil des Gesundheitssystems wurden. »Für die Gesundheitspolitik genügt die Feststellung«, so einer der Leitsätze von Rosenbrock, »daß jedes 'Zuviel' an versuchtem Eingriff in das Sexualverhalten inverse Effekte auslösen kann und infolgedessen unter dem Gesichtspunkt der gesundheitlichen Wirksamkeit im Zweifel zu unterbleiben hat.«

Daran haben sich die AIDS-Hilfen in den Anfängen ihrer Arbeit, nicht gehalten. Sie haben in der Vergangenheit nicht klar genug zwischen der Risikominderung und der Ausschaltung aller denkbaren und möglichen Risiken unterschieden. Abzulesen ist das an der Safer-Sex-Broschüren, in die, kaum hatten die Virologen in einer neuen Körperflüssigkeit eine unbestimmte Menge HlV-Viren entdeckt, sofort eine entsprechende Verhaltenseinschränkung aufgenommen wurde. Das führte zeitweise zu einer Vorstellung von sexueller Kommunikation, für die sich die Mühe kaum noch zu lohnen schien.

Gegen diese Formen der Sexualität, die in den Köpfen und den Papieren herumgeisterten, richtete sich die Kritik und nicht etwa gegen gezielte präventive Maßnahmen, also z.B. gegen die Empfehlung, beim Analverkehr ein Kondom zu benutzen.

Bis vor kurzem waren Safer-Sex-Programme im Umlauf, die einen breit gefächerten Katalog von gefährlichen und nicht gefährlichen sexuellen Handlungen, die jeweils in sich noch hierarchisch gegliedert waren, enthielten. Und diese scheinen auch Wirkung gezeigt zu haben, was an den entsprechenden amerikanischen Studien abzulesen ist. In der Folge von AIDS

und den mit AIDS verbundenen Safer-Sex-Kampagnen kam es in den Vereinigten Staaten zu Veränderungen des Sexualverhaltens von homosexuellen Männern, die im Wortsinn dramatisch zu nennen sind. Nicht nur hat die Zahl der Sexualpartner abgenommen, sondern die Sexualpartner halten sich gegeneinander auch noch vom Leib. Es wird viel seltener geküßt, passive und aktive oralgenitale Sexualpraktiken kommen seltener vor als vordem. Und selbstverständlich kommt es auch weitaus seltener zu passiven bzw. aktiven analgenitalen sexuellen Begegnungen. Inzwischen gibt es aber starke Evidenzen dafür, was Rosenbrock betont, daß viele der »verbotenen« sexuellen Praktiken kein relevantes oder doch nur ein »um einige Zehnerpotenzen« geringeres Ansteckungsrisiko haben als andere, so daß sich der sexuelle Umgang miteinander wieder normalisieren könnte, ohne deshalb gleich wieder zu einem hohen Risiko zu werden. Aber diese Überreaktion ist nicht allein den AIDS-Hilfen zuzurechnen.

Es gibt ein weites unerforschtes Gebiet, und es wird bislang auch nicht viel Energie darauf verwendet, diese Lücken zu füllen und die für eine vertretbare und vernünftige Prävention notwendigen Antworten zu geben: »Weiterhin warten simple Fragen des Übertragungsmechanismus auf Antworten durch die medizinische Forschung. Gesundheitspolitisch zwingend notwendige Präventionskonzepte sind deshalb weithin auf ungefähre und unpräzise Mitteilungen der Medizinforschung, manchmal auch auf bloß plausible Schlußfolgerungen angewiesen.«

Stattdessen werden wir mit epidemiologischen Studien überschwemmt, »die auch in den besseren Fällen nicht über das epidemiologisch längst fragwürdig gewordene Risikofaktoren-Konzept« hinauskommen und möglicherweise »entscheidende Faktoren (z.B. der Lebenslage und -weise; Vorbelastungen des Immunsystems)« ausblenden.

Nun mögen diese Schwächen der Forschung zwar nicht AIDS-spezifisch sein. Das ändert jedoch nichts daran, daß sie in ihrer methodischen Fragwürdigkeit spezifisch ärgerlich, wenn nicht manches Mal sogar gefährlich sind. Beispielhaft hierfür ist die erste deutschsprachige Langzeituntersuchung über den »Spontanverlauf der LAV-HTLV-III-Infektion« von H.R. Brodt et al., die von Rosenbrock einer ausführlichen Kritik unterzogen wird.

Obwohl in dieser Studie Aussagen zur Langzeitprognose von HIV-Antikörperträgern gemacht werden, und zwar ziemlich düstere, die völlig unkritisch in den Wissenschaftsrubriken der Tageszeitungen wiedergegeben wurden, sind gerade diese nicht belegt bzw. aus den Ergebnissen der Studie nicht ableitbar: »Eher im Bereich des methodologisch Abenteuerlichen bewegen sich die abschließenden Schlußfolgerungen der Studie: Ohne Bekanntgabe irgendeiner Berechnungsgrundlage und 'unter der Annahme einer Normalverteilung der Patienten innerhalb der verschiedenen Stadien müßte damit gerechnet werden, daß sich von den symptomlosen LAV/ HTLV-III-Trägern bei der Hälfte nach spätestens fünf Jahren und bei drei Viertel nach spätestens sieben Jahren das Vollbild von AIDS entwickelt hat. '«

»Es ist absolut nicht ersichtlich«, so kritisiert Rosenbrock, »nach welchen anerkannten Regeln der Logik oder der Statistik sich aus der Beobachtung eines in wichtigen Variablen nicht kontrollierten Kollektivs von 132 Personen über einen Zeitraum von 12 bis maximal 36 Monaten derartige Schlüsse über das Schicksal aller Antikörperträger für einen Zeitraum von bis zu 84 Monaten herleiten ließen.«

Rosenbrock wird sich mit seiner Kritik an dieser methodisch fragwürdigen Studie, welche die AIDS bzw. die HIV-Infektion dramatisiert, wahrscheinlich den Vorwurf einhandeln, er verharmlose die Krankheit. Mit derlei Vorwürfen wurden bisher ja all jene belegt, die unseriöse Schätzungen oder windige Hochrechnungen kritisierten und dabei nicht mehr taten, als dafür zu plädieren, auch auf diesem und *gerade* auf diesem Feld die anerkannten Regeln wissenschaftlichen Arbeitens einzuhalten und Daten verlangten, mit denen zentrale und wichtige Aussagen nachvollzogen werden können, zumal dann, wenn diese von vergleichbaren Studien abweichen.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß ein Zusammenhang zwischen der Schlußfolgerung dieser Studie, die ja in Frankfurt gemacht wurde und der harscheren Gangart, die das Frankfurter Stadtgesundheitsamt gegen männliche und weibliche Prostituierte eingeschlagen hat, besteht. Zu beweisen ist das nicht. Es ist aber auch nicht unwahrscheinlich.

Aber auch wenn die Schlußfolgerung der Studie über das trostlose Schicksal der HIV-Infizierten haltbar wäre, sind Schleppnetzfahndung und zwangsweise Testung auf HIV-Antikörper von Strichjungen und Prostituierten nicht zu legitimieren. Ebensowenig ist mit dem weiteren Anstieg der AIDS-Kranken-Zahlen zu belegen, die AIDS-Prävention sei gescheitert. Zwischen der Infektion und der Entwicklung des Vollbildes von AIDS können, wie die Medizin lehrt, Jahre liegen. Jahre, in denen der HIV-Antikörperträger symptomlos ist. Und so ist es durchaus denkbar, daß jemand, der in jüngster Zeit an AIDS erkrankte, schon lange vorher sein Sexualverhalten verändert und riskante sexuelle Praktiken vermieden hat. Er könnte sich infiziert haben, längst bevor hierzulande mit kontinuierlicher Aufklärungsarbeit begonnen wurde.

Damit bin ich beim nächsten, von Anbeginn an strittigen Punkt, dem Einsatz des HIV-Antikörpertests. Diesem Test widmet Rosenbrock ein eigenes Kapitel, in dem er sich akribisch und radikal mit dem Mißbrauch dieses Tests auseinandersetzt. Und er bleibt unerschütterlich in der Ablehnung des Tests an symptomlosen Probanden, gleichgültig ob sie nun einer definierten Risikogruppe angehören oder nicht. Eingetreten ist nämlich, was zu befürchten war: Der Test wird, weil er nun

einmal da und leicht verfügbar ist, in breitem Rahmen auch außerhalb von Diagnose und Forschung an symptomlosen Probanden angewendet. Rosenbrock lehnt den Test ab, weil:

- ein ärztliches Handeln aus ihm nicht folge,
- es eher unwahrscheinlich, in jedem Fall aber unbekannt sei, ob der HIV-Antikörper-Test ein »Vor- oder Frühstadium« der Immunschwäche anzeige und
- der Test kein eindeutiges Krankheitszeichen erfasse.

Auch als Mittel der Verhaltenssteuerung lehnt Rosenbrock den Test ab, weil sich aus einem positiven Befund keine spezifischen Verhaltensanweisungen ableiten lassen, von denen mit Fug und Recht gesagt werden könnte, daß sie das Immunsystem Seropositiver stabilisieren bzw. den Ausbruch von AIDS vermeiden könnten. Bislang werden durch den Einsatz des Tests an symptomlosen Patienten nur Kranke produziert. Kranke, für die das traditionelle Medizinsystem nicht einmal ein adäquates Behandlungsangebot zu machen imstande ist. »Patienten« mit einem positiven Testresultat werden vielmehr an die Selbsthilfegruppen abgeschoben, die damit nicht selten überfordert sind. Rosenbrock

setzt ganz auf die Wirkung der Präventionskampagnen. Und der forsche Titel seines Buches ist der konsequente Ausdruck seiner scheinbar ungebrochenen Überzeugung, die Menschen steuern und das »gesundheitsriskante Verhalten auf breiter Front« »zeitstabil« zurückdrängen zu können. Er hält die Eingriffe in die Sexualität – und nichts anderes meint AIDS-Prävention bei drei von vier seiner Zielgruppen (Heterosexuelle mit wechselnden Partnern, Homosexuelle mit wechselnden Partnern, männliche und weibliche Prostituierte, intravenös injizierende Drogenbenutzer) – nicht nur für notwendig, sondern auch für leicht durchsetzbar. Über die Notwendigkeit solcher Eingriffe will ich mit dem Autor nicht rechten, wohl aber über deren leichte Durchsetzbarkeit.

Für die Gesundheitspolitik mag, wie Rosenbrock meint, die Sexualität ja bloßes Datum sein, obwohl ich auch hier meine Zweifel habe. Diejenigen jedoch, die ihre Sexualität in eine Form bringen sollen, die ihren eigenen sexuellen Bedürfnissen zumindest tendenziell widerspricht, müssen sich nicht nur an der Oberfläche ummodeln. Auch kleine Veränderungen können in der Sphäre der Sexualität große Wirkungen haben. Nach der Präventionslogik müßte der verheiratete Mann, der in den vergangenen zwei Jahren in einer westdeutschen Großstadt Kontakte mit Prostituierten hatte, beim ehelichen Geschlechtsverkehr ein Kondom benützen. Nehmen wir an, was ja wirklich nicht an den Haaren herbeigezogen ist, seine Frau nimmt die Pille. Sie würde sich wahrscheinlich nicht nur wundern, wenn ihr Mann mit dem Ansinnen an sie heranträte, künftig mittels Kondom zu verhüten. Sexuelle Untreue ist unter heterosexuellen Paaren immer noch ein stabiles Tabu, was nicht ausschließt, daß sie häufig vorkommt. An die Oberfläche geraten, hat sie nicht selten verheerende Auswirkungen auf die Beziehung.

Zumindest den Konflikt sollte man den Menschen zugestehen. Tut man das aber, ist man auch gezwungen, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß sie je nach Situation sich gegen die von der Präventionslogik geforderte Rationalität entscheiden. Hinzu kommt, daß in der Zielgruppe der »Heterosexuellen mit wechselnden Partnern« die Angst, diese wichtige Verbündete bei der sexuellen Verhaltensänderung, nicht in dem Maße vorhanden ist. Auch sind Heterosexuelle mit wechselnden Partnern, gemessen an homosexuellen Männern mit wechselnden Partnern, eine vergleichsweise amorphe Masse. Mir ist dann auch nicht ganz klar geworden, wo Rosenbrock seinen ungebrochenen Optimismus zumindest für die Gruppe der Heterosexuellen hernimmt.

Anders liegen die Verhältnisse bei den homosexuellen Männern. Wenn die entsprechenden Studien ihre Wirklichkeit einigermaßen korrekt wiedergeben, dann haben sie in überraschend kurzer Zeit und in einem tiefgreifenden Ausmaß ihr sexuelles Verhalten verändert. Das geht freilich nicht allein und wahrscheinlich nicht einmal wesentlich auf das Konto der Safer-Sex-Kampagnen. Homosexuelle Männer sind in einem enormen Ausmaß von AIDS bedroht, und nicht wenige von ihnen haben über Freunde und Bekannte engste Berührungen mit dieser Krankheit gehabt. Sie sind so stark davon bedroht, daß sie schließlich begriffen haben, daß es nicht mehr darum geht, die Sexualität oder gar die Lust zu retten, sondern ihre Gesundheit oder gar ihr Leben. Der Weg ist bei AIDS vorgezeichnet. Er führt, in welcher Form auch immer, über das Medium Sexualität. Nichts weniger alsdie Angst vor dem Tod hat die Sexualität der homosexuellen Männer disponibel gemacht, und sie überlassen sich widerstandsloser, als das zu erwarten gewesen wäre, der von außen an sie herangetragenen Kanalisierung und Umformung ihrer Sexualität.

Warum aber nur scheint so wenig von ihrer Angst und ihrem Leiden in den Texten zur AIDS-Prävention auf?

Konkret 12/86, S. 38

Rüdiger Grothues

Der hundertjährige Krieg

Was in diesem Jahr alles hundert Jahre alt ist: das Auto, der Kaugummi, die Coca-Cola und – fast übersehen – auch die deutsche Sektion der Heilsarmee. Die Begeisterung hält sich auch hier in Grenzen. Eine Abrechnung

»Sie aßen, sie tranken, sie freiten,

sie ließen sich freien bis auf

den Tag, da Noah in die Arche ging.

Die Sintflut kam und brachte

sie alle um«

LUKAS 17,27

Hamburg ist genommen. Die Berlinfront steht. Von Stuttgart aus stößt die Südarmee nach Norden vor. Bielefeld liegt unter schwerem Beschuß.

Oberst Samuel Büchi, Kommandeur und Territorialleiter für Deutschland, hat seine Truppen fraglos glänzend stehen. Der Feind ist umzingelt. Nun gilt es, ihn, der sich auf die Guerilla-Taktik verlegt hat, in bisweilen zermürbenden Straßenschlachten und Häuserkämpfen unschädlich zu machen.

Im hundertsten Jahr seines Kampfes hat das Deutschlandkorps der Heilsarmee den Gegner noch nicht zur bedingungslosen Kapitulation zwingen können. Zu zahlreich sind dessen Streitkräfte. Dennoch: Einige unbestreitbare Erfolge hat die Etappe gebracht. Die Alkoholsteuer hierzulande sucht ihresgleichen in Mitteleuropa. Harald Juhnke war auch schon höher im Kurs. Und Jugendschutzgesetze machen es dem Feind schwer und schwerer, Nachwuchs zu rekrutieren.

Die Folgen sind klein, aber fein von Unterschied: Im letzten Jahr ging BR-Deutschlands Bierkonsum zurück. Weltmeister sind wir freilich immer noch und unumstritten. Wem der Rückgang anzukreiden ist, dem verregneten Sommer oder der Regierung Kohl, bleibt eine Frage des Standpunkts. Im Zweifel jedenfalls General Eva Burrows und seinen Heilshasardeuren.

Der Feind ist zäh und überall. Konspirative Kneiper scheuen sich nicht, ihm allabendlich Quartier zu machen. Und so heißt es Nacht für Nacht aufs neue: Kampfanzug an, Büchse umgeschnallt und rein ins Gefecht.

Die Bewaffnung der religiösen Rollkommandos ist nicht von schlechten Küstern. Angefangen bei der Munition – etliche Dutzend vernoteter Psalme, die in nicht enden wollenden Salven abgesungen werden – bis hin zu ihren Geschützen schwersten, nein, grausamsten Kalibers: Sangesstimmen mit trommelfellzerfetzenden Hochtönen. Nicht zu vergessen die zwischen den Augen des Gegners auf und ab sausende psychologische Keule (Sammelbüchse) und der dazu vorgetragene penetrant mitleidsvolle Blick – das haut mitunter den härtesten Thekenfrontveteranen vom Hocker. Der Knobelbecher springt erschrocken in die Spüle, das Bier gleitet aus der Hand, hypnotisiert schiebt man eine Mark in den Schlitz. Gott vergelt's. Blattschuß.

Sehen einem die Seelensoldaten an, daß man ohnehin verwundet in die Schlacht gezogen ist, kennen sie keine Gnade. Liebeskummer? Gekündigt? Schwanger? Doch kein Grund nicht, sich zu betrinken! Und sie zücken ihr Bajonett zum Todesstoß. »Der Kriegsruf – die Zeitschrift der Heilsarmee« – da steht alles genau drin: *»In diesen Situationen hilf t es absolut nicht, wenn man sich krampfhaft in einen tollen Jubel und Trubel hineinsteigert, wenn man das Geld mit beiden Händen hinauswirft, sich betrinkt, um in Stimmung zu kommen und dabei von raffinierten Geschäftemachern übers Ohr gehauen wird (...)«.* Ein Blick ins Portemonnaie, und man streckt bekehrt die Waffen: »Verreckte Scheiße, du hast recht, Freund Füsilier!« Denn: *»Das alles hat mit Witz, Humor und frohem Spiel nichts zu tun.«* (Kriegsruf).

Was wahrer Humor ist, verdeutlicht heils- und hauseigener »Witz« im selben Heft: *»Ein Gegner der Heilsarmee fragte einmal deren Gründer, den General William Booth (18291912), wie er sich erkläre, daß nach den Berichten der Bibel Jona lebend aus dem Leib eines großen Fisches gekommen sein soll. Booth, der den Spötter durchschaut hatte, antwortete: 'Ich weiß es nicht – aber wenn ich in den Himmel komme, werde ich Jona fragen. ' 'Was aber, wenn Jona gar nicht im Himmel sein sollte, sondern...' 'In diesem Falle', ergänzte lächelnd der General, 'können Sie ihn ja fragen*!

Ha. Haha. Sarkasmus ob der seltsamen Kostgänger, die Mutter Natur (weiß der Teufel, warum) immer wieder gebiert und mitdurchzieht, ist angebracht (»Siehe, sie arbeiten nicht, sie stören nur und Gott ernährt sie doch, die Heilsarmisten«). Spott dagegen ist völlig fehl am Platze, denn »so stand es« schon »im Kriegsruf vom 12. Oktober 1981«: *»Sind unsere Gefechte auch noch verhältnismäßig klein, daß manche, die nur das Massenhafte beachten und existenzberechtigt halten*

wollen, sie mit leichtem Spott abzutun glauben, so tragen sie doch einen bemerkenswerten Stempel, denjenigen nämlich, der die Kämpfe einer siegreichen Armee kennzeichnet, daß sie mit Siegen enden, und daß wir jedesmal voranschreiten und feindliches Terrain in Besitz nehmen..

Auch unsere Gefechte in der Prenzlauer Allee, wo Leutnant Häcker mit Fähnrich Siefert und Kadett Ott allabendlich im Kampfe stehen, tragen dieses Kennzeichen des Sieges.«

Um gegen solch eine geballte Sinn- wie Selbstlosigkeit bestehen zu können, fehlt es den ungeordnet operierenden Partisanen in den Zapfstellungen an Disziplin und nötiger Gegenwehr. Kaum einer dieser Bierbrigadisten, Gingrenadiere und Asbachartilleristen ist ausgebildet und Manns genug, der Saftsoldateska entgegenzutreten. Allzuoft werden die Heilsarmisten schlicht unterschätzt. Noch heute glaubt so mancher hochmütige Bierbruder, den Soldaten Gottes mit transylvanischen Hausmitteln beikommen zu können. Doch sind die Zeiten passé, wo man einen abstinenten Fähnrich mit einem unter die Nase gehalten Doppelkorn auf Distanz halten konnte. Auch bringt ein dänischer Hartporno der gestandenen Kadettin von heute keinen Infarkt mehr bei. Zoten ziehen schon gar nicht. Knoblauch unter Umständen.

Im allgemeinen ist die moderne Heilsarmee bestens ausgebildet und mit allen Weihwassern gewaschen. Methoden wie die psychologische Folter sind ihr durchaus nicht fremd. Und sie scheut sich auch nicht, diese gegebenenfalls anzuwenden. Das Horrorbild vom Lohn versaufenden Rabenvater und der Fischstäbchen nagenden Sippe, hineingemalt in die schönste Runde, hat nicht wenigen Thekenkämpfern das Bier verschalen und sie reumütig nach Hause schleichen lassen. Hundert Jahre Kampferfahrung sind kaum wettzumachen. Mit Gott unterm Arm und dem strafenden Blick im Antlitz gelingt es der Garde stets aufs neue, vormals stramm einen wegzockende Vorarbeiter kampfunfähig zu schießen. Deutsche bleiben halt anfällig für Sprüche à la »Bete und arbeite, Bursche!«.

Es sind die beherzten Mannen, zusammengeschlossen in Widerstandsgruppen, die den Besatzungstruppen Paroli bieten und und der Heilsarmee Verluste auch in den eigenen Reihen beibringen. Sogenannte »Stammtische« (Traditionslisten, die die germanische Saufkultur retten wollen), Thekenmannschaften (als Sportverein getarnte Feierabend»terroristen«) bis hin zu anarchistischen Zellen (»Weil's Spaß macht und schmeckt« / »Hau weg die Scheiße!« / Kommando Remy Martin«). Atheistische Einzelkämpfer, die selbst die Sonntagshostie mit Schnaps runterspülen, leisten ebenfalls ihren Beitrag im Befreiungskampf.

Als sehr effektiv hat es sich erwiesen, die religiösen Ledernacken mit ihren eigenen Waffen zu attackieren. Im Wortgefecht bemächtige man sich ohne Hemmungen des »Kriegsrufs«, laut dem nicht etwa der Sprit, sondern »die Entmutigung. mit der der Offizier zu kämpfen hat«, der »schlimmste Feind« ist. Und wie leicht läßt es sich im Winter entmutigen!

Den völlig durchfrorenen Stoßtrupp begrüßt man schadenfroh grinsend: »Na, ihr Bibellandser! Arschkalt draußen, was?« – worauf sie in aller Regel das Weite suchen. Setzen sie dagegen mitleidheischende Mienen auf, schlägt die Stunde der Wahrheit. Ohne groß zu zögern gehe man in die Offensive, indem man den Heilsarmisten scheinbar ganz ohne Hintergedanken einen doppelten Wodka in die heiligen Händchen drückt: »Gegen die Kälte, Kadett! Wird deinem Gott schon keine Krone aus dem Zahn fallen!« Etwaige Bedenken zerstreut man leicht und locker wiederum mit dem »Kriegsruf«: »Wir brauchen stets das lebendige Wasser, um uns zu erquicken und zu ermutigen.« Wasser heißt auf Russisch »Woda«, in verschwindend geringen Mengen Wässerchen, also Wodka. Und lebendiger geht's wohl kaum noch.

Gott, im übrigen, müßte ihn ebenso verabreichen, wollte er das Versprechen des »Kriegsrufs« wahrmachen: *»Harren Sie auf ihn, und er wird Sie stärken, so daß Sie auffahren mit Flügeln ` wie Adler!« So* eine Stärkung, derart auffliegend, schafft halt nur Fusel.

Weitere bewährte Methoden, Heilsarmisten auszuschalten oder gar zum Überlaufen zu bewegen, sind a) die Herausforderung (»Du weißt ja gar nicht wovon Du redest! Probier erst mal, Fähnrich!«) b) das Duell (»Wenn du mich unter den Tisch säufst, tret' ich bei euch ein, Oberst!) und c) brachiale Gewalt (Schwedentrunk).

Unter normalen Umständen allerdings steht ein Heilsarmist zur Fahne, so daß Vorsicht angebracht ist, wenn die Sonderkommandos die Gebetbücher anlegen. Die Sangesflut kommt und bringt uns alle um.

Hundert Jahre nach Kriegsbeginn stehen die Weihwassertruppen besser als je zuvor. In Polen haben sie es geschafft, anläßlich des anstehenden Papstbesuches die Alkoholproduktion herunterfahren zu lassen und das »nüchterne Jahr« auszurufen. Hamburg ist genommen. Mainz? Keine Frage. Das ZDF überträgt neuerdings ihre Gottesdienste. Mit durchschlagendem Erfolg, wie die Leserbriefe belegen. Da kann die ARD mit Höfers Frühschoppen noch so sehr dagegen zu halten suchen, die Trinkerfront wankt.

Was Bagwhan nicht gelang, nämlich die Kinder um sich zu scharen, die Heilsarmee braucht sich um den Nachwuchs keine Sorgen zu machen. Christian B. zum Beispiel *»war ergriffen, wie sie ihren Glauben leben. Ich bin zwar erst 12 Jahre alt, aber hingerissen von dem Werk William Booths!«* Welcher zwar-aber der Gründer dieser evangelistischen Eliteeinheit war.

Freiwillige Verpflichtungen gar erreichen den Generalsstab: *»Der Chor und das Mitklatschen gefällt mir gut! Bei uns in Waldshut macht man das nicht. Ich heiße Tobias, bin 10 Jahre jung und möchte auch dem Herrn Jesus dienen.«*

Und nicht nur die deutsche Jugend freit »diesem Herrn Jesus«. Thronfolgergebärmaschine und Englandprinzessin Diana warf sich der Heilsarmee vergangene Weihnachten an den Hals, als sie mit ihr den Geburtstag dieses ominösen Herrn Jesus begang. Dieser Propagandaerfolg wird genüßlich ausgekostet. Für zwei Pfund kann man den Ersttagsbrief anläßlich »dieses Ereignisses« erstehen (zuzüglich Portokosten). Die Front steht. Nicht nur in Berlin.

Der Hundertjährige Krieg der Heilsarmee scheint an allen Ecken und Enden in die Schlußoffensive zu gehen. Weinskandal, verstrahlter Hopfen, Anonyme Alkoholiker und Helmut Kohl – der Rückzug der blauen Brigaden ist programmiert. Wann fällt Bielefeld?

Nicht zuletzt die Aufstiegschancen in der Heilsarmee werden ihr mehr und mehr Sympathisanten und Mitglieder zutreiben. Wer in der Schlacht fällt, wird – besser geht's kaum – »zur Herrlichkeit befördert«.

Was soll man da noch gegenhalten? Einen Dujardin? Die Zeit verrinnt. Und von der Söldnertruppe »Jägermeister« ist weit und breit nichts zu sehen...

Konkret 12/86, S. 40

Magazin

BRD tötet

Über Selbstmorde von Ausländern in der Bundesrepublik werden aus Datenschutzgründen keine Zahlen veröffentlicht. Dennoch glaubt der Göttinger Humanbiologe und Psychologe Dr. Konstantinos Lazaridis, der on der Medizinischen Hochschule (MHH) in Hannover forscht, daß die Selbstmordquote unter den in der Bundesrepublik lebenden Ausländern »wesentlich höher ist« als die der Deutschen. In seiner jetzt veröffentlichten Untersuchung zum Thema »Suizidversuch als Einweisungsgrund in psychiatrische Einrichtungen bei Ausländern in Niedersachsen« stellte Lazaridis fest, daß der Anteil der ausländischen Patienten, die wegen Suizidversuchs eingewiesen werden, doppelt so hoch liegt wie der der Deutschen. Bei der Untersuchung noch Alter, Geschlecht, Nationalität und Familienstand wurde festgestellt, daß von den zwischen 1975 und 1985 in Niedersachsen rund 500 wegen Selbstmordversuchs eingewiesenen Ausländern 59,6 Prozent aus den Hauptentsendungsländern Türkei, Jugoslawien, Italien, Spanien und Griechenland kommen. Zunehmend seien in jüngster Zeit Selbstmordversuche von Asylanten zu beobachten.

»Erschreckend«, sagt der Wissenschaftler, sei das Alter bei der Ersteinweisung. 47 Prozent der Patienten seien erst zwischen 21 und 30 Jahre alt, die Mehrheit von ihnen (54,7 Prozent) seien Arbeiter mit Grundschulabschluß. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer in der Bundesrepublik bis zum ersten Suizidversuch betrage 7,3 Jahre. 55,1 Prozent der Patienten waren Männer.

16 MILLIONEN ARM

In Großbritannien gibt es mehr als 16 Millionen Menschen, die unterhalb oder in der Nähe der offiziellen Armutsgrenze liegen. Dies ist ein Anstieg um 42 Prozent gegenüber 1979. Eine englische Aktionsgruppe gegen Kindesarmut veröffentlichte jüngst diese Zahlen. Nach der von der Gruppe aufgestellten Studie gelten Menschen als arm, die ohne Familie pro Woche umgerechnet weniger als 85 DM zur Verfügung haben und mit Familie pro Woche 202 DM. Schuld an der hohen Armutszahl sei die Arbeitslosenzahl, die offiziell bei 3,2 Millionen liegt, faktisch aber weit höher.

Revolutionär erfrischend

100 Jahre noch der Erfindung von Coca Cola ist dieses US-Symbol auch in Nicaragua das Nationalgetränk. Seit dem Berufswechsel des örtlichen Cola-Chefs Adolfo Calero zum Contra-Chef wird es in einem staatseigenen Betrieb abgefüllt dem zweitrentabelsten Unternehmen Nicaraguas.

Der Nicaraguaner, der auf sich hält, trinkt nicht etwa ein in Managua an nahezu jeder Straßenecke erhältliches »fresco« – den naturbelassenen, spottbilligen Saft von Landesfrüchten – , er leistet sich ein »gaseosa«, (Gas und Wasser) wie alle in Flaschen abgefüllten sprudelnden Erfrischungsgetränke genannt werden. Nach Möglichkeit soll es aber nicht irgendein »gaseosa« sein: Ob Staatspräsident Daniel Ortega am Jahrestag der sandinistischen Revolution die Politik der USA kritisiert oder Innenminister Tomas Borge bei einer Massenversammlung gegen Ronald Reagan polemisiert – die in der prallen Vormittagshitze versammelte Zuhörerschah erfrischt sich mit jenem braunen Sirup, der weltweit als Ausdruck des US-American Way of Life gilt.

Die US-Blockade wirkt sich für den Staatsbetrieb problematisch aus. Aus diesem Grund fand sich eine Gruppe von 19 Arbeitern zusammen, die sich gemäß der Devise »Jede Fabrik ein Schützengraben der Revolution«, darauf spezialisiert hat, durch Improvisationskünste die Cola-Abfüll-Maschinen auch ohne Ersatzteile in Gang zu halten.

RADIKALAUER

Von Winfried Thomsen

Je CDU die SPD, desto Wähler

das Original

Angesichts Kohl und Reagan packt mich nur der feudalistische Hochmut: An denen macht man sich doch nicht den Degen schmutzig «

Was unterscheidet den Kronzeugen vom Krieg? Er darf straffrei ausgehen, sogar von deutschem Boden

Die Mehrheit links von der CD~ entwickelt sich weiter: Wann ist die CDU links von der Mehrheit?

Gewerkschafter verhaftet:

Das gibt's doch nur in Polen

In den USA hat die Wahlbeteiligung 38 % erreicht und bewegt sich auf Null: Das ist dann das Selbstbestimmungsrecht der Kandidaten

Bange- und Zimmermann sehen sich im Kriegszustand: Da können sie gleich erschießen, was aus den Trümmern der Hafenstraße kriecht

Kohl-Interviews fallen künftig unter Menschenrechts-Verletzungen

Kohl kritisiert daß Russen mit gut gekleideten Damen als liberal gelten. So wie Hannelore ausschaut, ist er eigentlich Kommunist

Vietnamesen unerwünscht

Vietnam wirft westlichen Ländern die Zurückweisung von Vietnamesen vor, die sich im Besitz eines Ausreisevisums befinden. Der vietnamesische Leiter des »Programms organisierter Ausreisen«, das seit Jahren von UN-Hochkommissariat für Flüchtlinge durchgeführt wird, Nguyen Phi Tuyen, machte vor Journalisten die Aufnahmeländer für den seit Monaten verzeichneten Rückgang von Ausreisen verantwortlich. Insbesondere kritisiert Nguyen Phi Tuyen, daß die Aufnahmeländer Einwanderungsanträge nur sehr langsam bearbeiten.

In den ersten sechs Monaten dieses Jahres wanderten etwa 10.000 Menschen aus, gegenüber 13.200 im gleich Vorjahreszeitraum. Nach Angaben Nguyen Phi Tuyens besitzen derzeit 80.000 Vietnamesen ein gültiges Ausreisevisum, ohne jedoch bisher eine Einwanderungserlaubnis für einen anderen Staat erhalten zu haben.

»MIX ME«

Auf den Philippinen ist radioaktiv verseuchtes, aus Europa importiertes Milchpulver aufgetaucht. Wie die gesundheitspolitische Aktionsgruppe »Health Action Information Network« mitteilte, handelt es sich um holländische und irische Produkte. Bei einer weiteren verseuchten Lieferung konnte das Ursprungsland nicht festgestellt werden, weil es in Plastikdosen ohne Etikett verkauft wurde.

Das philippinische Gesundheitsministerium hat die niederländischen Produkte »Birch Tree« und »Dutch Lady« für nicht konsumierbar erklärt. Auch Tiere dürfen damit nicht gefüttert werden. Geringe Mengen irischer Trockenmilch namens »Mix Me«, die von Filippinos mitgebracht worden waren, wurden ebenfalls verboten.

Das Milchpulver war offensichtlich nach dem Unglück im Atomkraftwerk von Tschernobyl aus Cäsium-verseuchter Milch produziert worden und im Juli per Schiff auf die Philippinen gekommen. Sowohl die 39 Container »Birch Tree« als auch die 4.000 Kartons »Dutch Lady« waren als zum Verzehr geeignet deklariert.

INTERVIEW mit einem Fachmann für Heimat- und Nationalgefühl

KONKRET: Herr Czaja, Sie sind in Ihrer Funktion als Präsident des Bundes der Vertriebenen ja sozusagen ein Fachmann für das Heimatgefühl und das Gefühl für die Nation oder zur Nation. Können Sie uns erklären, was das ist, Nationalgefühl?

Czaja: Ich bin nicht nur als Vertreter von Vertriebenenverbänden sondern als Mensch an die Heimat gebunden. Die Heimat wird ja heute nicht mehr bespöttelt und bekrittelt, wie das vor einiger Zeit der Fall war. Landauf landab gibt es Feste, die die menschliche Verbundenheit in der Region, im Stadtviertel, im Kreis pflegen. Und natürlich ist für diejenigen, die zwangsweise aus der Heimat vertrieben wurden, die Heimat noch etwas anderes. Von der Bindung an die Heimat, an die überschaubare Geschichte kommt man, kommen wir wenigstens zu einer tieferen Bindung an Volk, Nation, Staat Vaterland und umfassende Geschichte.

KONKRET: Mich würde jetzt noch ein bißchen mehr von dem Gefühl interessieren. Wo oder wie spüren Sie das? Ist das mehr so eine Kopfsache oder spüren sie das am Bauch, oder noch tiefer?

Czaja: Ich meine, der Mensch ist nicht nur Kopf, sondern der Mensch ist bei jedem Urteil, und auch ich bilde mir das ein, sowohl von gefühlsmäßigen Momenten bewegt, wie von klarem Überlegen.

KONKRET: Herr Czaja, unser Thema ist ja eigentlich das Nationalgefühl. Und da geht's so ein bißchen darum, zu beschreiben, was ist denn das – für jemanden, der sich das nicht so recht vorstellen kann.

Czaja: Schauen Sie, ich bin ja nicht nur Gefühlsmensch. Natürlich bejahe ich das Gefühl. Die Nation und das Bekenntnis zur Nation ist für mich das Bekenntnis zu einer Sprachgemeinschaft, zu einer Kulturgemeinschaft, zu einer geschichtlich gewordenen Gemeinschaft und zu einer Gemeinschaft, die einen Willen des Zusammenseins hat und entfaltet. Natürlich wird das auch untermauert durch gefühlsmäßige Momente, aber es gehört dazu auch ein klares, gedankliches, rationales Bekenntnis und ein Willen, vor allem.

KONKRET: Herr Czaja, tritt denn dieses Nationalgefühl bei Ihnen bei bestimmten Verrichtungen auf, also zum Beispiel wenn Sie die deutsche Fahne sehen oder den Bundeskanzler oder vielleicht einen Adler, der durch die Berge fliegt?

Czaja: Natürlich wollen wir die Symbole, und natürlich haben die Symbole eine besondere Bedeutung und sprechen das Gefühl an. Aber ich gehöre nicht nur der Symbole wegen zum deutschen Volk, zum deutschen Staatsvolk und bekenne mich zu Deutschland und zum deutschen Vaterland.

KONKRET: Wie ist das zum Beispiel, also wenn ich Sie jetzt mal persönlich frage, mit der Nationalhymne? Stellen sich da bei Ihnen auch so ein bißchen die Nackenhaare auf, wenn Sie die hören?

Czaja: Bitte, ob ich nasse, ob ich was?

KONKRET: Ob sich bei Ihnen da auch die Nackenhaare so ein bißchen aufstellen, wenn Sie die hören, so ein kleiner Schauer auf dem Rücken, wenn sie die Nationalhymne hören.

Czaja: Ein Schauer? Ja, ich kann mich an Einigkeit und Recht und Freiheit innerlich begeistern und singe das gerne, und das begeistert mich. Aber Nackenhaare, (lacht) ja – ich weiß nicht so recht, was damit gemeint ist? Ich hab' noch etwas Nackenhaare, aber – ich bin auch innerlich mitgenommen, wenn eine große Gemeinschah Einigkeit und Recht und Freiheit singt, da bin ich sicherlich auch innerlich gepackt. Aber das ist nur ein Teil meiner Entscheidung, nicht?

KONKRET: Was heißt denn das, »so innerlich gepackt«?

Czaja: Ja, ich bin innerlich bewegt. Das Gefühl beschwingt das Denken, regt es an, befruchtet es, schafft neue Gedanken, Überlegungen. Wenn ich von so einer großen Kundgebung wegfahre, überlege ich mir natürlich auch, was sind die Folgen, wie steht es diesbezüglich mit der Jugend, wie kann sie die Zukunft gestalten? Das beschwingt natürlich auch ein wenig das Denken!

KONKRET: Herr Czaja, vielleicht konnten Sie nochmal verdeutlichen, warum Sie das so wichtig finden, also das Bekenntnis zur Nation und das dazugehörige Gefühl.

Czaja: Also das Bekenntnis zur Nation halte ich deshalb für wichtig, weil es zum Menschen gehört. Jeder Mensch hat eine Verbindung mit der Geschichte einer Gemeinschaft, der Geschichte seines Volkes. Ich halte das für eine völlig natürliche Gegebenheit. So wie verschiedene Blumen verschiedene Arten haben, so haben die Menschen eine unterschiedliche Geschichte, eine unterschiedliche Entwicklung in politischer, in kultureller Hinsicht genommen, und derer soll man sich nicht schämen, sondern zu der soll man sich bekennen . Man soll das allerdings einfügen in das Gesamtwohl der Völker und der Menschen.

KONKRET: Ja – Herr Czaja, jetzt habe ich noch eine letzte Frage. Es ist ja manchmal schwer, jemandem deutlich zu machen, wozu das Nationalgefühl und auch das Bekenntnis zur Nation gut und wichtig sein soll. Was würden Sie mir zum Beispiel sagen, was hab' ich davon, von dem Bekenntnis zur Nation, von dem Nationalgefühl?

Czaja: Also von dem Bekenntnis zum eigenen Volks habe ich das, daß ich selbst mich von einer Jahrhunderte alten Kultur befruchten lasse und selbst meine, als kleiner Mensch mitzugestalten, nicht aufzugehen in einem Kollektiv, aber mich als Person zu einer Gemeinschaft zu bekennen, durch die Gemeinschaft vervollständigt zu werden, mehr als ich selbst

erwerben kann an Wissen, an Können, an Erfahrung und an Kultur mitzubekommen und in diesem Bereich ebenfalls für die Zukunft mitwirken zu können.

Weshalb Hitler so böse war

»Wenn Hitler einen Sinclaire TV gehabt hätte, hätte er mehr ferngesehen, als Kriege geführt.« Diese Anzeige veröffentlichte die indische Tageszeitung »Hindu« samt einem Foto des gepriesenen TVs und des Gröfaz. Leiter der Werbeagentur ist der Sohn des früheren indischen Außenministers Naroshima Rao.

Hatten Sprache gehabt

Nachdem schon vor Jahren die Bewegung »Rettet das Dativ« wenig erfolgreich war, hat die Gesellschaft für deutsche Sprache in Wiesbaden jetzt auch den Niedergang vonnem Plusquamperfekt festgestellt. Von 40 Germanistik-Studenten der TH Darmstadt, so stellten die Sprachwächter fest, hatte die Hälfte nicht gewußt, was ein Plusquamperfekt ist und wozu er, der Geheimnisvolle, eigentlich dient.

Und keiner geht hin

Ex-Soldaten der Bundeswehr, die nach ihrem Dienst fürs Vaterland den Bundespersonalausweis gegen einen grünen behelfsmäßigen eintauschen und in West-Berlin wohnen, können nicht zu Pflichtwehrübungen herangezogen werden. So weit bekannt und beliebt. Neu ist, daß sie freiwillig wehrüben können, wenn sie wollen . Eine »Mobilmachungsbeorderung« kriegen sie aber nicht, weil – so schließt die Bundesregierung scharfsinnig – nicht davon ausgegangen werden könne, daß sie im V-Fall ihren Truppenteil auch rechtzeitig erreichen.

Zubrot, reichlich

Vor schwerwiegenden Angriffen auf den Besitzstand hat der Bundestagsausschuß für Bildung und Wissenschaft die MdB-Professoren bewahrt: Die Abgeordneten brauchen nur 30 Prozent einer für wissenschaftliche Tätigkeit erhaltenen Vergütung mit dem Abgeordnetengehalt zu verrechnen. Der Vorschlag des Bildungsausschußes – einmütig gefaßt, weil die Vertreterin der Grünen erkrankt war – soll es den Profs erleichtern, ihre »Wissenschaftliche Tätigkeit fortzuführen und dabei den Umfang an die Belastungen aus der politischen Tätigkeit als Abgeordnete anzupassen.« So nett formuliert die Pressestelle des Parlaments, wenn es ums Geld geht.

HACKER GESUCHT

Mit großformatigen, gleich doppelseitigen Anzeigen in schweizer Zeitungen machte das Computer-Unternehmen NCR darauf aufmerksam, daß es weniger Vertrauen in die beim Unternehmen selbst angestellten Computerfachleute hat, als vielmehr außerordentlich große Hoffnungen auf die immer noch frei im Lande herumlaufenden Hacker. »Diese begabten Leute sollten sich einmal bei NCR melden«, heißt es in der Anzeige. Über die Resonanz ist nichts bekannt.

ZUVIELE WATT

Die bundesdeutsche Elektrizitätswirtschaft hatte im Stromerzeugungsjahr 1985/86 nach Eigenangaben eine Überkapazität von 9000 Megawatt (MW). Eingesetzt wurden von der installierten Kraftwerksleistung in Höhe von 87.000 MW im Berechnungszeitraum insgesamt 80.000 MW. Noch Abzug der notwendigen Reserven für eventuelle Kraftwerks- und Leistungsausfalle sowie für Kältewellen blieb eine gesicherte Leistung von 64.500 MW. Die tatsächlich erforderliche Höchstleistung lag im Januar dieses Jahres bei nur 55.500 MW. Somit verblieb eine Leistung in Höhe von 9000 MW, die von den Betreibern nicht benötigt wurde.

KINDERHAFT

Der »Ausschuß zur Unterstützung der Angehörigen von Gefangenen in Polizeihaft« (DPSC) hat die südafrikanischen Behörden aufgefordert, unverzüglich die barbarische Praxis der Inhaftierung von Kindern aufzugeben und Tausende von Kindern und Jugendlichen aus der Haft zu entlassen. Die Gefangenenhilfsorganisation geht davon aus, daß in den letzten vier Monaten insgesamt 22.000 Regierungskritiker und Aktivisten inhaftiert wurden, darunter 9.000 Kinder und Jugendliche.

In einem Bericht, der auf Angaben entlassener Häftlinge basiert, wurde auf überbelegte Zellen, unzureichende Nahrung und andere Mangel - vor allem ungenügende ärztliche Betreuung - in Polizeihaft verwiesen.

ALLES KLAR?

»Der Buntton (bisher Farbton) beschreibt die Art der Buntheit einer Farbe. Er wird im täglichen Leben mit Wörtern wie rot, grün, blau, violett usw. bezeichnet. Die Buntheit beschreibt die Verschiedenheit einer Farbe vom gleichhellen Unbunt.«

(Aus der Norm für Farben des TIN-Deutschen Instituts für Normung')

PETER WEISS

Im November, lebte er noch, wäre er siebzig Jahre alt geworden. Nach dem furiosen Abschluß, den sein schriftstellerisches Werk mit der »Ästhetik des Wiederstands« gefunden hat, fällt er und sein gesamtes Werk langsam dem Vergessenen anheim. Seine Reportagen, seine Kurzgeschichten, seine Dramen, seine Romane. Seine Bilder hat man sowieso eher pflichtgemäß wahrgenommen - Ach, gemalt hat er auch? Dann stimmt das alles, was in den eher autobiographischen Schriften steht? - seine Filme sind hierzulande schlicht übersehen worden, obwohl sie doch so viel über die Methoden des Schriftstellers Peter Weiss aussagen. Immerhin waren sie jetzt kurz an zwei Orten in der BRD zu sehen: erst wahrend der Nordischen Filmtage in Lübeck und dann in Essen während einer Filmreihe der Filmwerkstatt Essen gemeinsam mit dem Museum Folkwang und dem Kunstring Folkwang Essen. Für die außerhalb Lübecks oder Essens Wohnenden bleibt immerhin die Möglichkeit, sich in einer vorzüglichen Dokumentation, »Peter Weiss und Film«, tatsächlich auch über das zu informieren, was der Titel verspricht: Kommentierte Filmografie einschließlich der nicht realisierten Filmprojekte und ein Quellenverzeichnis über die Texte zu den Filmen.

Die 64seitige Dokumentation im DIN-A-4-Format ist zum Preis von 18,- DM zuzüglich 2,-DM für Porto zu beziehen bei der Filmwerkstatt Essen, Schloß Borbeck, Schloßstraße 11, 4300 Essen.

Exil in Frankreich

Albrecht Betz berührt mit »Exil und Engagement - Deutsche Schriftsteller im Frankreich der dreißiger Jahre« (edition text + Kritik, 340 Seiten, 48,- DM) eine Tabuzone in der Geschichte beider Länder: Wahrend die meisten der mehr als 2000 deutschen Schriftsteller und Publizisten, die nach dem Berliner Reichstagsbrand 1933 ins Ausland flüchten, Frankreich als Exilland wählen und von hier aus antifaschistisch aufzuklären versuchen, findet gleichzeitig eine konträre Entwicklung statt; eine deutsch-französische Annäherung »rechter« Strömungen, die sich später zur handfesten intellektuellen Kollaboration auswachsen wird.

Ausgangspunkt der in erheblichem Umfang neues Material beibringenden Untersuchung ist die große Krise von 1930 mit ihrer Polarisierung der deutschen Intelligenz. Im bis dahin breiten Spektrum der Literatur kündigt sich die Spaltung in zwei Literaturen an, zu der es 1933 kommt: die des Exils und die, die im Reich erscheint. Im Mittelpunkt steht die Analyse deutsch-französischer Diskussionszusammenhänge sowie solcher zwischen den Autoren des Exils und des Dritten Reichs. Möglich wurde die Studie erst auf einem breiten empirischen Fundament: Erstmals werden die bis 1940 in französischen Verlagen erschienenen Bücher deutschsprachiger Exilschriftsteller mit ihren Übersetzern erfaßt, ferner die über 1200 publizistischen Beiträge. In einer Chronik werden zudem die Aktivitäten der Literaten im Pariser Exil dargestellt.

Tomayers Deutsche Hitparade

Die Fische schweigen

Wir sind im Fluß geschwommen

Und er war kalt und grau

Jetzt sind wir ganz benommen

warum weiß nicht genau
Wir lagen dort am Ufer
Die Füße tief im Sand
Wir träumten von der Zukunft
vom Meer und weißem Strand
Wir sahn zwei müde Fische
Die kreisten hin und her
So grau wie Kieselsteine
Die Kiemen pumpten schwer

Doch Fische schweigen
was auch geschieht
Die Fische schweigen
Und kein Lied
holt sie aus ihrer stummen Welt
Die Fische schweigen

Wir sind im Fluß geschwommen
Da waren nur wir zwei
Jetzt sind wir ganz benommen
Kein Fisch schwamm mehr vorbei
Text: C. Busse
Interpret: Hans Hartz

Der Ökolied-erfahrene Interpret (»Die weißen Tauben sind müde«) singt hier von zwei Personen, welche durch Schwimmen in einem namentlich nicht bezeichneten fließenden Gewässer zeitweilig in ihrem Wohlbefinden beeinträchtigt wurden, wobei die erste »benommen«-Heit auf eine physische Irritation zurückzuführen ist während sich die zweite einer mentalen Erschütterung verdankt. Zwar existiert das hier den dramatis locus verkörpernde fließende Gewässer in den von »wir« wahrgenommenen Erscheinungsweisen »kalt« und »grau« fort, jedoch ist es bei der nachmaligen Kontaktierung um jene eingangs erfaßten »zwei Fische«, deren Hautfarbe mit »grau wie Kieselsteine«, deren Ventilation mit »schwer pumpen(d)« und deren Motorik mit »müde« beschrieben, auf akute Funktionsstörungen verweisen (»sie kreisten hin und her«), minimiert.

Der Autor spricht expressis verbis ebensowenig von der konkreten Ur-Sache der körperlichen und seelischen Traumatisierung der beiden Badengegangenen (»warum weiß nicht genau«) und des spurlosen Verschwindens der beiden Fische, wie er sich der namentlichen Denunziation der womöglich schuldig gewordenen natürlichen oder juristischen Personen enthält.

Er handelt hier korrekt nach jüngeren Erkenntnissen des Agitprop, wonach das Ökolied weder den agitativen Apell von MdB Antje an Minister Joschka, das Vergiften von BRD-Flüssen und -Strömen seitens einleitender Chemiemultis sofort zu stoppen, noch die action direkte der Buschhauskaminbesetzung durch Greenpeace ersetzen, sondern immer nur im Aggregatzustand der »leichten Muse« daherkommende Nachdenklichmachung sein kann.

Der Autor verzichtet in bedachtem Exzess dichterischer Demut bewußt auf das beifallsichere Schlagwort und riskiert mutig den Rückzug auf das quasi atavistisch-poetische Bild. So führt Anklage gegen die Umweltverschmutzung eben nicht das »gaakgaakgaak«-wiederwortige grünfüßige Teichhuhn gallinula chloropus oder der »wauwauwau«-mündige gemeine Seehund phoca vitulina oder die »oinoinkoink«-vorlaute Wasser-Wuzz Hydro choerus hydro charcris, sondern hier klagt das Grundnahrungsmittel Fisch seinen Schöpfungsbruder Mensch auf die eindringlichste Weise an, nämlich – stumm! Ja, die Fische schweigen, schweigend auch verschwinden sie, aber dieser Schweigsamkeit kommt keiner, geschweige menschlicher, Zunge Beredsamkeit gleich. Der Autor bereichert hiermit die vielbändige »Sittengeschichte des contradictio in adjecto« (z. B. der blinde Seher von Marseille oder der taube Trompeter von Säckingen oder die Jungfrau Maria usf) um ein weiteres schönes Blatt.

»Die Fische schweigen« ist ein sanft alarmierendes Spiegelbild des menschlichen Naturraubbaumodells mit nur wenigen störenden Flecken. So sollte der Autor die Liegelage seiner beiden Helden überdenken (die Körper horizontal, die Füße vertikal »tief im Sand«, geht das denn?). Dann haben Psychologen der Lomonossow-Universität zu Moskau entdeckt, daß der Mensch nicht »von der Zukunft träumen« kann, da das Gehirn im Traum immer nur den in der Vergangenheit angehäuften Schutt bewegt. Und schließlich schließt das »Kreisen« sui generis eine lineare Bewegung zwischen den Punkten a (oder »hin«) und b (oder »her«) aus.

Die Fische schweigen. Wir Menschen aber sollten das Lied »Die Fische schweigen« hören.

BARDEM wieder am Werk

Der spanische Filmregisseur Juan Antonia Bardem (»Der Tod eines Radfahrers«, 1955) dreht gegenwärtig für das spanische Fernsehen einen fünfstündigen Fernsehfilm, »Lorca, Tod eines Poeten«, der, unschwer zu erraten, das Leben des Dichters nachzeichnet, der im August 1936 von den spanischen Faschisten ermordet worden war. Bardem, der seit Anfang der fünfziger Jahre Filme macht, hat die Härten der Franco-Diktatur auch selbst erfahren: 1956 erstmals vom Franco-Regime als Kommunist verdächtigt und verhaftet, hatte er fortan Schwierigkeiten, überhaupt Filme zu machen. Immer wieder brachte ihn das Franco-Regime ins Gefängnis. In den letzten Jahren drehte Bardem hauptsächlich in den sozialistischen Ländern Europas. Die Qualität seiner Filme ging nach den ersten, die sich deutlich am italienischen Neorealismus orientierten, mehr und mehr zurück.

FILM-TRILOGIE

Nach acht Jahren hat der Regisseur Heiner Carow wieder einen Streifen für die DDR-Filmgesellschaft DEFA gedreht: »So viele Träume.« Er wurde zur Eröffnung der »14. Tage des sozialistischen Films« in Ost-Berlin uraufgeführt.

Wie Carow in einem Zeitschriftenbeitrag schrieb, betrachtet er diesen Film als Teil einer Trilogie, zu der außerdem »Die Legende von Paul und Paula« (1972)und »Bis daß der Tod euch scheidet« (1978) gehören. Alle drei Filme sind laut Carow »Filme über Frauen, über ihre Sehnsucht nach Erfüllung, Lebensglück, Liebe, Zärtlichkeit – über die Mühen, die Frauen heute und jetzt mit dem Beruf, den Kindern, den Männern auf ihre Schultern laden, und auch über die Männer, die sich oft schwer in eine den Frauen gleichberechtigte Rolle finden«.

Frauenbewegung im Fernsehen

Die »Geschichte der deutschen Frauenbewegung von 1930 bis heute«, so der Arbeitstitel, wird zur Zeit vom NDR in Koproduktion mit dem WDR und dem HR für die Dritten Fernsehprogramme produziert. Die Filme werden von Spielfilmregisseurinnen, Dokumentarfilmerinnen und Fernsehjournalistinnen gestaltet. Durch die sehr unterschiedlichen »Handschriften« der einzelnen Filmemacherinnen soll die Reihe einen besonderen Reiz erhalten.

Eine bedeutende Rolle spielt in allen Filmen eine sogenannte »Rote-Faden-Figur« – deutlich erkennbar eine Frau der heutigen Zeit, die aus gegenwärtigen Erfahrungen heraus Fragen an die Geschichte stellt. Sie wird in sämtlichen Filmen von der Schauspielerin Lore Stefanek dargestellt.

Das historisch-chronologische Konzept für die insgesamt zwölf Filme wurde von den Historikerinnen Dr. Ute Gerhard und Dr. Harriet-Ulrike Bussemer nach gemeinsamer Vorarbeit mit den Filmemacherinnen und den vier verantwortlichen Redakteurinnen Barbara Schönfeldt (NDR), Dr. Inge von Bönninghaus, (WDR), Gudrun Güntherroth und Beate Veldtrup (beide HR) erarbeitet.

Die Ausstrahlung der Serie in den Dritten Fernsehprogrammen – und nur dort – von NDR, WDR und HR ist von April bis Juni 1987 in wöchentlichem Rhythmus vorgesehen.

KEIN COCKTAIL-PRINZIP

»Ich war schon als Kind ein Wörter-Freak. Vieles von dem, was wir heute machen«, meinte der Sopran-Saxophonist Steve Lacy kürzlich in einem Interview, »kommt aus Wörtern. Das Wichtigste daran sind die Sprechrhythmen. Jazz ist Sprechrhythmus – Tanz- und Sprechrhythmus. Ich halte immer nach Wörtern Ausschau. Ich lese, gehe in Ausstellungen, sehe mich auf der Straße um, gucke an die Mauern: überall Texte.« Aber natürlich, mit den gängigen »Jazz & Lyrik«-Koppelungen nach dem Cocktailprinzip »Zusammengießen, schütteln, runterstürzen, vergessen« hat Steve Lacy nichts, aber auch gar nichts am Hut. Seine eigene, recht viel anspruchsvollere, vertracktere und eigenwilligere Methode, mit

Texten umzugehen, zeigt das 1979 eingespielte, auf hatART erst kürzlich wiederveröffentlichte Doppelalbum »The Way« (Steve Lacy Five: »The Way«,

hatARt 2029, 2LPs; Vertrieb Pläne) Zur »Vertonung« eines Textes des chinesischen Dichters Lao-Tse meint Lacy: »Diesen Text 'Tao-TeKing', habe ich jahrelang mit mir herumgetragen, immer wieder repetiert, bis er Musik geworden ist. Das komponiert sich dann von alleine.« Und: »Alle diese Texte gehen durch die Stimme von Irène Aebi; ich wähle die Texte für ihre Stimme. Alles muß zu ihrer Stimme und ihrer Person passen. Singen ist eine sehr intime Sache.«

Nicht von ungefähr, daß sich die intensive Auseinandersetzung mit den Texten, ihren Sprachrhythmen, Inhalten und Stimmungen, auch in der komplizierten Struktur der Stücke widerspiegelt. Hier gibt es keine genormten Formen, keine konventionellen Abläufe. »Polyfree« oder »strukturalistisch« nennt Lacy seine Musik, welche die Ergebnisse des Freejazz der sechziger und siebziger Jahre mit verschiedenen kompositorischen Verfahren des Jazz und der neuen E-Musik verknüpft. Freie Musik ist ein schwieriges Geschäft geworden, seit man begriffen hat, daß auch der Freejazz seine Normen, Regeln und Zwänge hat. »Das ist ein ständiger Kampf, neue Freiheit in die alte hereinzubringen. Sonst geht auch die verloren.«

Zugegeben, leicht und süffig ist sie nicht, die Musik, die Lacy auf dieser Platte zusammen mit der Sängerin, Cellistin und Violinistin ,Irène Aebi, dem Saxophonisten Steve Potts, dem Bassisten Kent Carter und dem Schlagzeuger Oliver Johnson macht. Aber: Freiheit gab's halt noch nie zum geistigen Nulltarif.

Konkret 12/86, S. 46

Bernhard Schneidewind

Platzanweiserin

Eine kleine Verunglimpfung? Aber bitte sehr, in diesem Falle nichts leichter als das: Schon der Vorname, **Doris,** hat so etwas auf den scheinheiligen Modernismus der Fünfziger getrimmtes BDM-mäßiges, so etwas Blondtumbes, so etwas Medaugymnastikhaftes, so etwas Ungeschminktdeutsches, das den Deutschen aus frischer Gewohnheit ganz besonders gefällt. »Das ist das Nazi-Ideal, die deutsche Frau, die sich nicht schminkt und keine Bauchübungen macht«, sagt Jelinek. Und »Oh Jane, I'm sorry, I'm not into sports«, sagte zur Fonda die **Dörrie,** die zwar etwas falsch verstanden, aber dennoch die richtige Antwort parat hatte. So ist sie eben, die deutsche **Doris.**

Bei **Doris Dörrie** ist alles mindestens zweihundertprozentig. Selbst ihre Interviews. Sie erzählt immer dasselbe und immer auch gleich verkehrt: Sie schwatzt über »Drama und Komödie« und meint »Tragödie und Komödie«, sie will (Achtung, Lieblingsausdruck!) alles »bigger than life« - statt eines grauen Teppichs einen weißen - und schafft doch nur Mausedreck, sie schwatzt über das, »was wir ab 68 geglaubt haben« und vertraut rotzig darauf, daß sie alter als die 31 aussieht, die sie tatsächlich erst ist. Kunststücke.

Schon **»Männer«** war eine lasche Geschichte, über die - Wendezeit eben - gelacht wurde, als gäbe es nicht fast täglich im TV den Auftritt des Dummen August, die beste Nummer seit Jahren, zu bejohlen, der sich immer wieder den Schlips unter das Jackett streift und gleich darauf den Sitz der Klappen an den Jackettaschen prüft. Mit rechts zum Schlips, beidhändig zu den Taschen und alles im Gehen. Wunderbar. Was ist dagegen schon ein Mann, der sich als Affe verkleidet? Ein Nichts. Ein Affe als Mann, so wie in **Oshimas »Max man amour«,** den man wohl demnächst noch lange nicht in den hiesigen Kinos sehen wird, ist dann doch etwas ganz anderes.

Was **»Männer«** ahnen ließ, bestätigt **»Paradies«: Dörrie** ist die Rosenthal des westdeutschen Films. Der hebt die Arme, spitzt den Mund zu »Spitze« und alle meinen, er springe. Dabei hat er nur die Arme hochgerissen und das Saalpublikum »Spitze« rufen lassen. Solche Kunststücke gelingen ihr auch, der kleinen Unterhalterin, die kein Interview ausläßt, alles very easy und locker und flockig nimmt und den Verneblern gerade zupass kommt: Brecht ist Unsinn, Feminismus ist Quatsch und Politik achgottogott. Die Frauenministerin, diese stark á la verschärft-spätfeministische Bewegungslesbe aufgetakelte Panzerknackerin, die auf den süßen Vornamen Rita hört, schwatzt auch anders als sie 1. auszusehen vorgibt, und 2. zu tun in der Lage ist. Schöne Früchtchen.

Überhaupt: Interviews und vor allem Interviews im Fernsehen. Nichts wird verraten, aber immerhin hört man noch, gerade bei Ausländern, die nicht deutsch sprechen, wie sie sprechen. Noch ist das TV nicht soweit, auch die Interviews zu synchronisieren. Hierzulande weiß der Kinogänger nur durch diese Interviews, wie **Dexter Gordon in Bertrand Taverniers »Round Midnight«** klingt, wenn er nicht Saxophon spielt - obschon dieses Spiel, hörbar auch auf CBS LP/CD 70300, allein den Film lohnt. In der deutschen Fassung, die dann auch **»Um Mitternacht«** heißt, klingt er eben wie Hilmar Thate. Also fürchterlich. Denn selbst ein DDR-Schauspieler in der BRD, zwangsläufig mancher Verwandlungen fähig, klingt, da kann er sich anstrengen wie er will und je mehr er sich anstrengt, um so angestrengter klingt es eben auch, immer wie ein in der DDR geschulter Schauspieler, der den Brecht durch den Manhatten zu ziehen versucht.

Dabei gibt es Hoffnung, auch hierzulande Filme zu sehen und zu hören: **Jarmuschs** stille Geschichte **»Down by Law«** läuft mit Untertiteln - bestimmt hat irgendein Depp überlegt, ob nicht uns Udo doch besser klänge als Tom Waits - ebenso wie **Oshimas »Nackte Jugend«, Leducs »Frida Kahlo«,** und selbst das Fernsehen wagte sich Anfang November in der Wirth-Verfilmung der Autobiographie von **Janina David, »Ein Stück Himmel«,** an die Untertitel heran, mit der Folge, daß das Fernsehpublikum schon einmal schwer aufjaulte: »Was stellen sich die Leute vor? Man sieht einen Film und kann nichts entziffern«, maulte ein Leser des »Hamburger Abendblattes«, das auch nicht gerade zu den Blättern gehört, die sich um die Alphabetisierung verdient machen.

Dem 1985 in Argentinien uraufgeführten Film **»Die offizielle Geschichte« von Luis Puenzo** geht der Ruf eines gewaltigen Rührstücks und / oder Lehrstücks voraus. Wolfram Schütte sah in dem Film, der die Adoption der Kinder »Verschwundener« wahrend der argentinischen Militärdiktatur behandelt, »fast so etwas wie ein Brechtsches Lehrstück in der Form eines großen Kino-Melodrams.« Die Zeitschrift der Mütter von der Plaza de Mayo zeigte sich weniger wohlwollend: »Der Film vermeidet jeden konkreten Bezug auf die politischen Ideale und Beweggründe der Opfer und spart sogar - so unglaublich es klingt - das verbrecherische Vorgehen der Streitkräfte aus. Dagegen übersteigert er die Verantwortung einiger Schichten der zivilen Gesellschaft. Folglich überwiegt das Subjektive in diesem Drama, das in seinem eigentlichen Ausmaß strikt kollektiv ist, und vermenschlicht die Täter so weit, bis man schließlich den Eindruck gewinnt, daß sie mit ihren Opfern im gleichen Boot sitzen.«

»Die offizielle Geschichte« gehört zu jenem Genre der Politreisser (»Z«, »Missing«, »Holocaust«, manches von Rosi), die, nicht bar eines gewissen Unterhaltungswertes, wie ein rauschender Werbespot daherkommen mit ihrem milchigen Licht, den sich verselbständigenden Einstellungen und einer Kadrierung, die für den Fernsehschirm gemacht ist, die eine kurzatmige Empörung zu stiften verstehen. Läuft der Abspann, hofft man noch, daß so etwas nicht noch einmal vorkommen möge, geht das Licht an, hofft man auf ein schnelles und trotzdem gutes Bier, steht das Bier auf der Theke sind die Verhältnisse verschwunden. Brecht hatte mitgeholfen als Godard 1970 den Unterschied zwischen politischen Filmen und politisch gemachten Filmen emporzerrte: Das eine zeige bloß, wie wirklich die Dinge sind, das andere dagegen, wie die Dinge wirklich sind. Das erste schafft mittlerweile auch Hollywood, das zweite... Ja, wo sieht man es noch?

»Die offizielle Geschichte« ist es nicht. Dieser Film ist von der Machart der offiziellen Geschichte, die er zu demaskieren vorgibt. Eine kleine Verunglimpfung? Aber überhaupt nicht.

Konkret 12/86, S. 48

Matthias Altenburg

Bücher

Ja, das gefällt ihnen immer noch, den feingewandeten hanseatischen und sonstigen Galeristen, wenn sie ihrem tumben Vernissagenpublikum den alten, schnaufenden Fettsack **Horst Janssen** vorführen können, wenn der dann während seiner Rede die Seidentücher vollschwitzt wie seinerzeit Elvis Presley auf dem Konzert in Honolulu. Und wenn er, der Künschtler, das Schenie, dann auch noch SCHEISSE in den Saal ruft und vor surrenden TV-Kameras das Flennen anfängt, dann lauft ihnen allemal die Vorfreude am Bein runter.

Daß auch dieser Meister nicht vom Himmel gefallen ist, beweist uns die Neuausgabe der »zartkolorierten Federzeichnungen« zum **Wettlauf zwischen Hase und Igel,** die er 1950 zu Papier brachte **(Neske, DM 24,-).** Verkaufen werden sie sich trotzdem, die ungelenken, flachen Krakeleien - schon weil sie seinen Namen tragen. Schlechter wird der viereinhalb Druckseiten umfassende Text des schönen Märchens durch die Zeichnungen nicht, bloß teurer.

Daß ein Dichter, dessen Name so mit Wein, Weib und Schwermut verbunden wird, wie der **Baudelaires,** geradezu danach schreit, von Janssen illustriert zu werden, dachte sich wohl der Göttinger **Steidl-Verlagr** als er die Lizenz für die nicht ganz so neue Neuübersetzung der **Blumen des Bösen (durch Wilhelm Richard Berger, DM 25,-)** kaufte. Aber auch nach der Lektüre des Nachworts kann ich nicht einsehen, warum sich unbedingt der »Leib« nochmal auf »Weib« reimen muß, warum überhaupt diese Gedichte in deutscher Sprache nochmal so klappern müssen, wo es doch seit 24 Jahren eine zweisprachige Prosaübersetzung gibt. Immerhin, die Kommentare des Zeichners sind leichtfüßige Totentänze, eine Mischung aus Idylle und Tortur und kommen damit dem Lyriker naher als sein Übersetzer. Baudelaire: »Ich würde nicht nur als Opfer glücklich sein; auch den Henker zu spielen, würde mir nicht mißfallen - um die Revolution von beiden Seiten zu fühlen!«

Opulent und peinlich ist ein Band mit Liebesbriefen, die Horst Janssen an Viola Rackow geschrieben hat **(Vriederich - Briefe an Viola, Hoffmann und Campe, DM 68,-).** Daß Liebende vor Liebe stammeln - was denn sonst? Daß wir alle das Gestammel lesen müssen - meine Güte! Aber wer nicht lesen will, darf sehen. Denn die Briefe sind geschmückt mit allerlei bunten Kritzeleien, die beides zeigen: des Künstlers Starken und seine Schwachen. Manchmal bleibt er stecken in dekorativ-gefälligem Symbolismus, dann wieder wuselt er sich so tief rein in die Geheimnisse einer behaarten Achselhöhle, bis daraus beim zweiten Blick eine fantastische Landschaft wird und beim dritten vielleicht das Geschlecht einer Frau. Ein Fest für's Auge ist es allemal, so brillant wie die Bildchen reproduziert sind.

Im Taschenbuchformat ist jetzt auch noch Horst Janssens Unterhose erschienen. **Stefan Blessin,** Hamburger Professor für deutsche Literatur, hat sie gestrickt und frechweg **Eine Biografie (dtv, DM 19,80)** genannt. Drei Jahre lang ließ der Germanist sich vom Künstler Döneken aus dessen Leben erzählen, schrieb sie auf und ließ sie drucken. Vierhundert Seiten Klatsch in miserablem Deutsch: wann der Meister wo mit wem... und wieviel Schnaps er dazu brauchte. Darauf hatten wir gerade noch gewartet.

Wer wissen will, was Janssen selbst von diesem ehemaligen »Freund zweiter Klasse« heute halt, kann das im zweiten Band der gesammelten Schriften **(An und für mich, dtv, DM 16,80)** nachlesen. Dort erklärt der Norddeutsche auch den Unterschied zwischen sich und HAP Grieshaber, dem Schwaben: »Wir sind grau! Haben wir die grünen Täler und waldigen Höhen der Schwäbischen Alb? Haben wir nicht!«

Denn sowenig man heute durch die Provence laufen kann, ohne sie auch mit den Augen Cézannes zu sehen, so sehr ist die Schwäbische Alb verbunden mit den Bildern Helmut Andreas Paul **Grieshabers.** Am Ostersonntag 1963 sattelte der Holzschneider seine Islandstute, um noch einmal die Landschaft seiner Kindheit zu durchqueren. Entstanden ist daraus die Bilderfolge »Osterritt«, deren schönste Blätter (zusammen mit Malbriefen an die Familie) gerade in einer preiswerten Ausgabe des **Röderberg-Verlages** wiederaufgelegt wurden **(Liebe Nani, liebe Ricco.... DM 32,50).** »Die Natur ist meine Kirche«, schrieb Grieshaber und zeigt, was er damit meint. Verschiedenfarbige Flachen, kaum strukturiert, grenzen schroff aneinander. Diese Arbeiten leben nicht vom fein ziselierten Detail, sondern von Komposition, Rhythmus und Kontrast. Es scheint, als sei das Holz, in das er seine Motive schnitt, das einzige Material, das hart genug war, dem Künstler genügend Widerstand zu bieten, um seine Liebe nicht in Sentimentalität ersaufen zu lassen.

»Ich halte nichts von 'engagierter' Kunst, denn ich bin ein homme engagé.« Mit diesem Paradoxon wehrte sich Grieshaber gegen die Zumutungen einer an Tagesaktualität orientierten Ästhetik. In seinen Bildbriefen an Freunde aus der DDR und in seinen politisch motivierten Holzschnittzyklen **(Botschaften. Zeitzeichen, Drei Lilien, DM 78,-)** wird deutlich, was er unter den »eigenen Gesetzlichkeiten« des Künstlers, seiner »gesellschaftlichen Zuordnung« verstand: die Verteidigung der menschlichen Wahrnehmung gegen »optische Befehle«. Schon in der Form widersetzen sich Grieshabers Bilder der raschen Perzeption. Er verwandelt seine Gegenstände in unzivilisierte, scharf umrissene Archaismen. So scharf, daß, wenn

man die Augen schließt, das Bild noch lange auf der Netzhaut bleibt - manchmal auf Jahre. Die Revolution kehrt heim zur Religion. »Eine Malerei, die aus absolutem Zweifel an anderen Erkenntnismöglichkeiten sich nicht in den Nutzrat einer Ideologie pressen läßt«, wie es in seinen Notaten zu Picassos »Guernica« heißt **(aidemémoire 1937, Hatie, DM 28,-).**

Wie eine Frau sich klein macht vor einem großen Künstler, das zeigt uns die Schriftstellerin **Margarete Hannsmann** in ihren Erinnerungen an die gemeinsame Zeit mit Grieshaber **(Pfauenschrei, Knaus, DM 42,-).** Prometheus nennt sie ihn, Eulenspiegel, Kapitän - und sie ist der Maat, das alternde Dornröschen. Statt zu schreiben, kümmert sie sich um das Wohlergehen des Meisters, organisiert Ausstellungen für ihn und ist stolz darauf, die Frau an SEINER Seite zu sein. Und schließlich ist ER es, der beschließt, sie müsse eine bekannte Lyrikerin werden, müsse ihr Oeuvre vergrößern. Freilich, was hier steht, ehrt einen Humanisten, Antifaschisten und Demokraten. Und ist doch furchtbar deprimierend: soviel Kleinheit für das bißchen Größe.

Konkret 12/86, S. 52

Wolfgang Pohrt

Die Untergangsvision als Stahlbad

Vor allen anderen Intellektuellen hat es der Bundeskanzler gemerkt: »Hoffnungslosigkeit und Pessimismus sind überwunden; Zuversicht ist überall spürbar.« Die entscheidenden Etappen dieser bundesdeutschen Stimmungsmetamorphose, bei der sich mancher Unheilsverkünder in einen daseinsbejahenden Zukunftsoptimisten verwandelt hat, werden nachgezeichnet

«Als Ende Mai diesen Jahres nach erwartungsfrohen Wochen hochgestimmter Tschernobyl-Spannung auf allen Kanälen die Mattscheibe wieder zum Schlafmittel wurde, stand der Normalverbraucher vor der Frage, wie man sich unter Vermeidung gesundheitsschädigender Entzugserscheinungen an die reizarme Leere seines Lebens ohne den stimulierenden Reaktor und ohne die sinnstiftende Sorge um die Strahlungsintensität beim Blattgemüse zurückgewöhnen kann. Obendrein aber war der Verlust einer Illusion zu beklagen, der Verlust der einzigen Hoffnung auf eine einschneidende Veränderung überhaupt. Während Leitartikler noch unverdrossen das kaputte Kraftwerk als Menetekel beschworen, hatte das Publikum nämlich schon ernüchtert die Toten gezählt, Bilanz gezogen und dabei jenen apokalyptischen Erlösungsglauben an die technische Machbarkeit des Weltuntergangs verloren, als dessen Verkünder die Grünen vor einem halben Jahrzehnt zum Hoffnungsträger der Nation wurden.

Fünf Jahre lang hatte halluzinierter Abschiedsschmerz eine vermeintlich todgeweihte Welt verklärt. Wie Wehmut bei der Abreise auch von Gästen entsteht, deren Anwesenheit man keinen Tag länger ertragen würde, und wie sich ein sentimentales Mitgefühl für sterbenskranke Personen entwickelt, deren unerwartete Genesung man als herbe Enttäuschung oder persönliche Kränkung empfände, so hatte die phantasierte Gewißheit eines in absehbarer Zukunft bevorstehenden Endes die Bundesbürger mit Lebensverhältnissen versöhnt, deren einziger Trost offenbar in ihrer Vergänglichkeit lag. Das Schreckbild herabregnender Säure erst, die sich ätzend durch zartes Blattgrün fraß und das makellos schöne Antlitz der Natur zerstörte, rief plötzliche Verliebtheit in die befallenen Wälder hervor, die vor der Krankheit bestenfalls als Behelfssommerfrische für Minderbemittelte galten. Ursache der rauschhaften Begeisterung von notorisch sonnenhungrigen Ferntouristen für die verregnete Heimatscholle war deren Dioxingehalt. Im Einklang mit der nekrophilen Grundstimmung also wurde die Natur tendenziell als Leiche betrachtet und die Kreatur als Fall für die Intensivstation, woraus sich die Fiktion einer Versöhnung von Mensch und Tier ergab, weil tote Hunde nicht beißen. Zum Inbegriff und Prototyp alles Animalischen wurde die vom Aussterben bedrohte Krötenart, als deren Schutzpatron der umweltbewußte Bürger in der Rolle des edelmütigen Retters das triumphale Machtgefühl genießen durfte, welches der Umgang mit häßlichen Hilfsbedürftigen gewährt. Das Schicksal der Schöpfung selbst hatte sich, so schien es, aus Gottes Hand in die emsigen Hände selbstloser Naturschützer verlagert, und unter dem Vorwand, die Kreatur vor dem Verderben bewahren zu wollen, genoß man die Illusion totaler Verfügung über sie.

Umso folgenschwerer mußte deshalb die unvermeidliche Wiederentdeckung der Tatsache sein, daß es Lebewesen gab, die prächtig gediehen auch ohne Protektion und gegen den Willen der Menschen. Schon bevor sich in Tschernobyl der GAU als Flop entpuppte, hatten renitente AIDS-Viren jenen Schein friedlicher Harmonie zwischen Mensch und Natur infiziert welcher auf der fiktiven Überlegenheit des ersteren über die letztere beruhte. Als gleichsam künstlich beatmete, nur durch Maßnahmen noch am Leben erhaltene war die Natur das risikofreie Exerzierfeld für gutmütige Gönnerschaft gewesen, nun plötzlich erhob die Dahinscheidende sich zum Entsetzen der sie beweinenden Trauergäste vom Totenbett. In Gestalt winziger Krankheitserreger erschütterte sie mit dem omnipotenzphantasiereichen Selbstverständnis lebensschützender Überzeugungstäter zugleich den Glauben an die Selbstheilungskräfte des nur durch chemische Fremdeinwirkung gefährdeten Organismus. Von kräutertrunksüchtigen Gesundheitsfanatikern und Pillenverächtern eben noch als Giftküche geschmäht, stiegen die Laboratorien plötzlich auf zu Keimzellen und Brutstätten der Hoffnung. Ein fünf Jahre lang unter Anleitung heilpflanzkundiger Schadstoffexperten hypochondrierendes Patientenpublikum konvertierte zur Hochleistungsmedizin und suchte sein Heil wieder bei anderen Idolen, bei den Professoren Brinkmann, Sauerbruch und Domak. Die Rückstufung von Hausapotheke, Homöopathie und Hexensalbe zugunsten der Halbgötter in Weiß aus Arztromanen und patriotisch gefärbten Forscherbiographien fand bald ihren Wiederhall bei den unfreiwilligen Parodisten des bundesrepublikanischen Zeitgeschehens, bei den Mitgliedern des Schriftstellerverbands, die im März diesen Jahres einander stillschweigend ermunterten, nicht länger die undankbar gewordene Rolle des Weltfriedenstifters zu spielen, sondern sich abwechslungshalber in die Rolle des Sulfonamiderfinders und Nobelpreisträgers hineinzudenken, woraus dann die lauthals verkündete Aufforderung entstand, wenigstens die Schriftsteller selber sollten sich als Genies, als Elite und als Aristokratie des Geistes betrachten, wenn dies schon sonst niemand tat.

Der platonische Putsch einer ökonomisch schwachen, politisch machtlosen und geistig zurückgebliebenen Gruppe, welche nicht die Spitzenpositionen der gesellschaftlichen Hierarchie, sondern den ersten Platz auf der Meinungsskala erobern wollte, das närrische Sandkastenspiel im Schriftstellerverband also war Ausdruck und Imitation einer Stimmungsmetamorphose, die mit der Raketenstationierung im Herbst 1983 begonnen hatte, als die beseeligende Zeit

hingebungsvoll ausgekosteter Weltuntergangserwartungen zuende war und die leuchtenden Augen wieder zusammengebissenen Zähnen wichen.

Zwei Jahre lang, seit dem Hamburger evangelischen Kirchentag 1981, hatten die Begeisterungsfähigen unter den Bundesdeutschen sich selber aus der Perspektive Pietät übender Grabredner betrachtet. Volk und Nation schwollen dabei zu erhabener Größe an, denn der atomare Vernichtungsschlag, der vor allen anderen die Landsleute treffen würde, maß ihnen durch die Bevorzugung jene herausragende Bedeutung unter den Nationen bei, die sie im Leben vergeblich gesucht hatten, und die sie im Moment des Verschwindens nun endlich finden würden.

Weit entfernt davon, den befürchteten Untergang nur verhindern zu wollen, waren die Aktionen der Friedensbewegung vielmehr grandiose Bestattungsproben und ein Versuch noch zu Lebzeiten die Leiche fürs Mausoleum zu präparieren. Gehäuft auftretende Gedenktage, Gedenkjahre und Gedenkfeiern, die nach einem Wort von Harry Pross stets Menschen versammeln, die ihrem eigenen Tod entgegenleben, ergänzten das Erscheinungsbild einer Gesellschaft, in welcher die Angst vor dem Untergang eine unvermeidliche Nebenwirkung der Sehnsucht war, dem pompösen eigenen Begräbnis beizuwohnen, weshalb man mittels gleichsam vorwegnehmender Denkmalspflege dazu schritt, sich selber zum tragisch gescheiterten Friedensmahner zu stilisieren. Das Fehlen einer Nachwelt war bedauerlich, aber der Preis gesicherter Unübertrefflichkeit und ein weiterer Grund, den Verblichenen zeitenvertauscht vor seinem Tod zu betrauern.

Zwei Jahre lang hatten die Empfänglichen unter den Bundesbürgern sich mit wachsender Ergriffenheit an ihren eigenen Nachrufen berauscht, um nun im Herbst 1983 ernüchtert feststellen zu müssen, daß das Leben nach der Stationierung der Pershing II einfach weiterging. Es folgte, wie 1945 schon, die das Ablaufschema Zusammenbruch – Wiederaufbau – Wirtschaftswunder determinierende Trotzreaktion. Den zeitgleich auftauchenden Neue-deutsche-Welle-Hit »Jetzt wird wieder in die Hände gespuckt, wir steigern das Bruttosozialprodukt« unabsichtlich paraphrasierend, und auf neue Meinungsumfragen gestützt, leitartikelte unter dem Titel »Die Angst flaut ab« schon im Juli 1984, ein gutes halbes Jahr nach der Raketenstationierung, die FAZ: »Es hat sich etwas verändert, die Weltuntergangspropheten haben an Boden verloren, ein Quentchen Optimismus ist nicht nur erlaubt, sondern geboten. (...) Irgendwann ist der Umschlagepunkt erreicht, irgendwann kann man das Gerede vom bevorstehenden Weltuntergang nicht mehr hören.« Ziemlich genau nahm die Weltuntergangsmüdigkeit des konservativen Blattes den Tenor der Verrisse vorweg, die zwei Jahre später auf das schlechte, aber nicht ungewöhnlich schlechte Buch »Die Rättin« von Günter Grass niederhageln sollten, als das Gros linker und linksliberaler Feuilletonisten die Zeit für gekommen hielt, Vergangenheitsbewältigung nach bewährtem Rezept zu betreiben, nämlich auf Kosten eines Dritten mit der eigenen friedensbewegten Phase und ihren nun langweilig und lächerlich erscheinenden Gemütsbewegungen abzurechnen. Denn während wirklicher Todesgefahr knapp entronnene Personen wissen dürfen, warum sie das ihnen wiedergeschenkte Leben bejubeln, beruhte der neue Optimismus, welcher aus bloß inbrünstig geglaubten Untergangsvisionen hervorgegangen war, gerade auf der Verdrängung seiner Ursachen, auf dem Verleugnen seiner Abkunft von einer Wahnidee, die nicht aufgelöst wurde, sondern nur umgepolt, und die unter vertauschten Vorzeichen ebenso zwangshaft wie ihre Vorgängerin werden sollte und fast noch realitätsferner als sie.

»Hoffnungslosigkeit und Pessimismus sind überwunden; Zuversicht und Optimismus sind überall spürbar«,

hieß die vergleichsweise noch schlichte und moderate Botschaft in der Sylvesteransprache des Bundeskanzlers, einen »Pendelschlag vom Pessimismus der Unheilpropheten in den späten siebziger Jahren zum neuen Zukunftsoptimismus der Mittachtziger« hatte Theo Sommer gespürt, wie er seinen Lesern in der ersten Januar-Ausgabe der »Zeit« verriet. Erst nach Tschernobyl aber kulminierte das neue Lebensgefühl, und es kulminierte an genau jenem Ort, wo jahrelang unkende Friedensschriftsteller öffentlich schwarzsehen durften. In der Buch-Beilage der »Süddeutschen Zeitung« vom 1. Oktober gratulierte Joachim Kaiser Peter Handke zu einer »bejahenden, unsere Welt affirmativ preisenden Haltung«, und er verriet zugleich die Herkunft dieser vom Rezensenten geteilten Haltung. Der Held von Handkes »Wiederholung« nämlich, einem »Gedicht an die Dauer«, versteht unter Natur nicht empfindliche Feuchtbiotope und kränkelnde Wälder, sondern die Dauerhaftigkeit von Fels und Stein. In zerklüfteter Karstlandschaft auf ein trichterförmiges Tal hinabblickend, welches man 'Doline' nennt, findet er Geschmack an der Idee, daß man den Atomkrieg möglicherweise dort durchstehen könne, und Kaiser zitiert ihn mit folgender Überlegung: »So freundlich war der Raum, in den ich hinabblickte, und eine solche Kraft stieg aus der Tiefe empor, daß ich mir vorstellen konnte, selbst der Große Atomblitz würde dieser Doline nichts anhaben; der Explosionsstoß würde über sie hinweggehen, und ebenso die Strahlung.« Kaiser selbst betont die Plausibilität dieser Spekulation durch den Hinweis auf ihre Verbreitung unter Intellektuellen, und als zögernder Anhänger der ebenso hirnrissigen wie barbarischen Freiluftbunkerphantasien unterstreicht er deren Nutzen für die Intensität des Empfindens und die Qualität der Kunst: »Was mir, vor einem Jahr, in Peru die Wissenden zuflüsterten, was strahlungscäsium-betroffene Münchener Intellektuelle für wahrscheinlich halten, nämlich daß die Menschheit in den südamerikanischen Anden die kommende Katastrophe überdauern könnte – das stellt sich Handke also von jenem Karst vor. Er gewinnt davon ein stets bedrohtes Hochgefühl des Erfahrens und Erlebens.« Deutlicher noch offenbart nur der Prospekt des Suhrkamp Verlags die Prämissen neuer Zukunftszuversicht, wenn er Handkes Doline als »Modell einer möglichen Zukunft« preist, als »einen Ort von dem man sich vorstellen kann, daß er einen Atombombenabwurf überdauern wird und der überlebenden Menschheit als Stätte des Neubeginns dienen kann.«

In der Diktion, die das kitschige Erbauungswort »Stätte des Neubeginns« in einem Atem mit dem Wort »Atombombenabwurf« nennt, erscheint das im Stahlbad lustvoll durchlittener Untergangsvisionen gehärtete Bewußtsein von Leuten, die mit dem Atomkrieg längst zu vertraut geworden sind, um ihn noch wirklich zu fürchten, weshalb ihnen weder beim Gedanken ans »Modell einer möglichen Zukunft« nach dem qualvollen Tod von Millionen oder Milliarden Menschen graut, noch bei der Vorstellung von Schlimmerem als dem Untergang, bei der Vorstellung nämlich, vereinzelte Menschen würden die Katastrophe überleben. So hatten sich im Verlauf einer Bewußtseinsmetamorphose, deren entscheidende Etappen die Raketenstationierung, der AIDS-Schock und der Tschernobyl-Flop waren, die bibbernden Unheilsverkünder in daseinsbejahende Zukunftsoptimisten verwandelt, die den Weltuntergang nicht mehr fürchten und Atomkraftwerke oder Wiederaufbereitungsanlagen schon gar nicht. Längst ähnelt das Motiv grüner Wähler demjenigen, welches einst der SPD zum Erfolg verhalf: Man tut etwas für die Revolution und genießt die beruhigende Gewißheit dabei, daß sie nie kommen wird. Und dies Kalkül, nur statt auf die Revolution auf die Abschaltung der Atomkraftwerke bezogen, ist der wahre Grund für die Stimmengewinne der Umweltschützer in Bayern.

Konkret 12/86, S. 56

Rainer Zufall

Porsche statt Paprika

Die Welt verdankt Ungarn manches Schöne: die Restaurant-Musik, den alterslosen Filmstar, das 44-Buchstaben-Wort und neuerdings das erste Formel-I-Rennen auf sozialistischem Boden. Für den Systemvergleich von Trabbi und Ferrari wurde eigens die Pußta asphaltiert, die Magyaren rasen vor Vergnügen, Marlboro blecht. Und irgendwie ist alles Operette

Vier Männer springen über dem Motodrom von Budapest, draußen vor der Stadt, beim Dorf Mogyorod, aus einem Flieger. Jeder hält in einer Hand den Zipfel einer kleinen Fahne, die Viktor Vasarely gestaltet hat. Vasarely, berühmter Op-Artist, ist in Ungarn geboren, lebt aber in Paris. Gestiftet hat die Zielflagge, denn darum handelt es sich bei dem Stück Tuch, das so aufwendig auf dem Luftweg expediert wird, der französische Ministerpräsident Jacques Chirac, der auch Präsident des Französischen Olympischen Komitees ist. Und der Mann, der damit den Großen Preis von Ungarn, den 11. Lauf zur Fahrer-Weltmeisterschaft 1986, am 10. August startet und nach etwas mehr als zwei Stunden den ersten Sieger, den Brasilianer Nelson Piquet in seinem Williams-Honda abwinkt, heißt wirklich Derek Ungaro, ist Funktionär der FISA, der Internationalen Automobilsport-Organisation, und – kaum zu glauben, wie sich das fügt: der Plan zum Großen Preis von Ungarn wurde, die Realität reißt eben doch ganz dreiste Witze, in Brasilien ausgeheckt.

Das war 1983, am Rande des Grand-Prix, in einer Bar in Rio de Janeiro. Tamas Rohanyi, ein beim brasilianischen Privatfernsehen beschäftigter Ungar, und Tibor Balogh, der Generalsekretär des Ungarischen Automobilklubs, kamen auf die aberwitzige Idee, den Rennzirkus Formel I in Ungarn Station machen zu lassen. Nein, an den Gedanken, die Ferraris und Mc Larens könnten dereinst über sozialistischen Boden donnern, daran brauchte man sich gar nicht erst zu gewöhnen. Dieses Vorhaben war utopisch und kühn genug, um rasch, sehr rasch zu scheitern. So jedenfalls dachte die Branche.

Doch es kam anders: Balogh präsentierte das Projekt in Ungarn, und, was niemand für möglich gehalten hatte, traf ein: das Politbüro fand Gefallen an dem Geschäft, das den Staat keine Forint kosten sollte. Für Brian Ecclestone, den allmächtigen Chef des Verbandes der Konstrukteure (FOCA) war dieses placet ein Glücksfall, ein Geschenk des Himmels, denn mit dem Zugang zu einem neuen Markt konnte er seine Sponsoren, die sein Unternehmen mit Millionen von Dollar schmieren, bei Laune halten. Und die fingen gerade an, ziemlich ungehalten zu werden.

Der Automobilweltmeister heißt wie im Vorjahr Alain Prost. Er ist Franzose, lebt aber seit 1981 aus steuerlichen und – wie er sagt – politischen Gründen in der Schweiz. Er profitierte vom Mißgeschick des Briten Nigel Mansell, dem im letzten Rennen auf dem Stadtkurs von Adelaide mit dem linken Hinterreifen auch alle Hoffnungen auf den Titel platzten. Weltmeister ist er nicht geworden, aber gewonnen hat auch er: »Ich bin froh, daß ich lebe!«

Das Rennen der Saison 1986 aber hat Ungarn gemacht, das Rennen - um den Einstieg ins Formel-I-Geschäft. Dabei hatte Ecclestone zunächst andere Stätten favorisiert, auch wenn er jetzt tönt, daß er froh sei, Budapest unter die Veranstalter aufgenommen zu haben. »Eine bessere Wahl hätten wir nicht treffen können«. Das mag ja stimmen, doch viel lieber, das weiß man nicht nur im Fahrerlager, hätte er seine Autos über den Roten Platz in Moskau rasen lassen. Aber was nicht ist, das kann ja noch werden. Immerhin hat das sowjetische Fernsehen – eine Premiere – das Rennen auf dem Hungaro-Ring live übertragen, und die amtliche Nachrichtenagentur Tass suchte bei Ex-Weltmeister Nikki Lauda um ein Interview nach. Das läßt doch für die Zukunft hoffen.

Das erste Formel-I-Rennen auf sozialistischem Boden hat, wie die Fachzeitschrift »Sport-Auto« weiß, nicht nur »Spannung serviert und Jugend. Die Königin Formel-I«, so das Blatt, »zeigte ganz nebenbei, daß sie viel mehr kann als alle Minister dieser Welt: Sie verbindet Völker... Sie schafft mit einem Rennen mehr Beziehungen zwischen Ost und West als sämtliche Ost-West-Dialoge zusammengerechnet, und sie kostet den Steuerzahler dabei noch nicht einmal einen Pfennig. Wer erlebt hat, wie DDR-Rennfreunde am Zaun hingen...und, 'Ihren' Christian Danner lobten und ihn für 'ähnlich fähig wie einen Senna halten, wenn er nur das rechte Auto hätte'...«.

Man kann da getrost auch anderer Ansicht sein, über die Formel-I, die Minister, die DDR-Rennsportfreunde, die »am Zaun hingen«, die ärmsten, und das Völkerverbindende allemal. Wie letzteres diese vermeintliche Königin zuwege gebracht haben mag, bleibt mir jedenfalls ein Rätsel. Zu befürchten wäre vielmehr, daß sie sich, wenn sie zugegen gewesen, die Völker, nicht einmal hätten verständigen können bei dem entsetzlichen Lärm, den die Vier- und Sechs-Zylinder, 800-PS-starken Turbo-Motoren von Renault, Ford, BMW, Porsche, Honda, Alfa-Romeo machen. Nicht des Lärmes, den sind sie gewohnt, eher der ihnen fremden Umgebung wegen haben einige Rennsportfreunde ganz offensichtlich die Orientierung verloren, und nicht nur dem Chef des einzigen bundesdeutschen Rennstalls Zakspeed, Erich Zakowski, »hier sieht es aus wie im Schwabenland«, hat es das eingefahrene Ostwestbild aber gehörig verwackelt. Keke Rosberg, Rennfahrer aus Finnland, befand sich gar im Zweifel darüber, ob er am rechten Ort sich befinde: »Ich bin hier nicht im Osten, das kann mir keiner erzählen« – aber selbst wenn dem so wäre, was tut's? Rosberg jedenfalls nichts, denn: »Wenn so der Osten aussieht, dann besteht die ganze Welt aus Westen«. Schwein gehabt, Keke, es hätte ja auch umgekehrt sein können! Der Münchener

Christian Danner bestätigt Kollege Rosbergs Weltsicht eindrucksvoll, er nämlich fühlt sich in Budapest »allerdings etwas an Mailand erinnert.«

Die Gastgeber tragen kräftig bei zur allgemeinen Verwirrung, indem sie überhaupt nichts dabei finden, auf Profitmaximierung zu setzen. »Die Veranstaltung wird von ungarischer Seite in erster Linie als ökonomisches Unternehmen behandelt, das sich rentieren muß.« Die haben ihre Lektion auf Anhieb begriffen, die Ungarn, das Wesen dieses Sports in seinem Kern erfaßt, nur: Wir befinden uns doch in einer Stadt, in der man über eine Elisabeth-Brücke zum Barosstér oder über eine Brücke mit Namen Petöfi und über den Jozsef- und Leninkorut sowie Népköztarsasagutja zur M 3, der Autobahn, und von dort zum Hungaro-Ring kommt.

Korut heißt Ring, Lenin ist eine bekannte Größe, aber Jozsef? Wer ist dieser Jozsef? »Einer der Habsburger, ein Überbleibsel«, erinnert sich eine ungarische Freundin, aber mehr weiß auch sie nicht, doch wer immer es gewesen sein mag, wenn's über einen Jozsef- und einen Leninkorut geht, kommt man, man mag seine Gedanken lenken wie man will, an Stalin nicht vorbei, schon gar nicht in Budapest, wo vor fast 30 Jahren genau das Stalindenkmal vom Sockel fiel und mit Traktoren durch die Stadt geschleift wurde. Die Bronze für das 16 Meter hohe Standbild des Josef S. stammte von den Standbildern des Königs Franz Joseph, der Königin Maria Theresia, des Königs Karl III., und der Königin Elisabeth. Für den Sockel mußte der Marmor der Kirche Regnum Marianum herhalten. Dieser beherbergte Empfangsund Wirtschaftsräume, die bei festlichen Anlässen von den Spitzen der Partei genutzt wurden, und zudem einen Raum für die Polizei, die das Denkmal zu bewachen hatte.

Sie hatten es, zu jeder Zeit, schon immer gern etwas aufwendiger, die Magyaren. Jedenfalls hat es so den Anschein, und es ging dabei den Herrschaften wie dem gemeinen Volk. Die Herren zu feudaler Zeit waren so prunkvoll ausstaffiert, wie keinesgleichen sonst in Europa. Hosen und Röcke bestickt und voller Diamanten, mit Pelzen besetzt, aus bestem Samt und Seide. Üppig auch die Trachten der Gemeinen, auch die der Männer, über und über mit Blumen bestickt. Ja sogar das Land selbst übte sich nicht in Bescheidenheit. Es präsentierte sich als einzig Meer von Blumen. Die Industriealisierung hat nach der Jahrhundertwende der Blumenpracht ein schnelles Ende bereitet.

Und heute? Die jüngste ungarische Operette heißt Formel-I. Sie spielt in der Hauptstadt des Landes und gibt sich, ihren Vorbildern gleich, mondän und frivol, geckenhaft und gespreizt, verliebt, verlogen und verkitscht. Es ist eine, wie geschrieben steht, Ost-West-Side-Story. Trabant trifft Jaguar, da gibt es kein happy end, und über die Formel-Easter, einem Wettbewerb für Fahrzeuge und Fahrer aus dem sozialistischen Staatenraum, hat selbst das ungarische Fernsehen nur Spott über.

Ein Blick ins Rahmenprogramm zeigt, daß Budapest im Sommer 86 sich auch ohne Formel-I hätte sehen lassen können: die Queen kommt von Wien in einem Tragflächenboot die Donau herab. Von den Brücken winken Ungarn, das Fernsehen ist dabei. Mike Oldfield spielt im Lasertheater auf. Beim Interpop, einer Großveranstaltung mit Rock-, Pop- und Punkbands, wird die Ansage in englisch gehalten. Die Wahl der Miß Ungarn steht an. Sie endet fatal, denn die Siegerin bringt sich um. Sie fühlte sich verraten und verkauft.

Um ins »ökonomische Unternehmen« Formel-I einsteigen zu können, gründen fünf staatliche Firmen eine Wirtschaftsgemeinschaft. Das Asphaltunternehmen, das die Bauarbeiten an der Rennstrecke ausführt, der Ungarische Automobilklub, das Reisebüro IBUSZ, das Reisebüro Cooptourist und das Transportunternehmen Volan. 1986 kommen sechs weitere Firmen dazu. Sie alle bringen für den Bau des Kurses je 11 Millionen Forint (ca. 430.000 DM) auf. Die Staatliche Entwicklungsbank gewährt einen Kredit über 170 Millionen Forint mit einer Laufzeit von zehn Jahren.

Brian Ecclestone verkauft diesem Konsortium im September 1985 auf fünf Jahre das Recht, einen Großen Preis von Ungarn austragen zu dürfen. Das soll, laut »Spiegel«, drei Millionen Dollar gekostet haben. »Nein, nicht so viel«, sagen die Ungarn. In ihren Zeitungen steht von 900.000 Dollar geschrieben. Natürlich sahnt bei den Rennen vor allem Ecclestone wieder kräftig ab, denn ausrichten dürfen die Ungarn ihren Großen Preis zwar, aber die Vermarktungsrechte, der Verkauf der einträglichen Werbeflächen etc., liegen allein bei Ecclestones Werbepartnern, und bezahlen müssen selbst die Ungarn in jetzt nicht mehr ganz so harten Dollars, wollen sie bei ihrem Großen Preis etwas anzeigen.

Mit der Unterschrift von Ecclestone unter den Fünfjahreskontrakt konnte mit dem Bau der Rennstrecke begonnen werden. Das war am 10. Oktober 1985. Die 4.014 Meter lange und zehn bis 13 Meter breite Rennstrecke mit 19 Kurven, deren höchste Steigung 6,2 Prozent und deren größtes Gefälle 7 Prozent beträgt, wird in einer Rekordzeit von neun Monaten in den Boden gestampft. Für die sporttechnische Bedienung werden 450 Personen ausgebildet. Unter 900 Bewerbern, die auch Fremdsprachenkenntnisse vorweisen müssen, werden 300 Schiedsrichter ausgewählt. Für etwaige Unfälle stehen sieben spezielle Nothilfewagen, zwei Helikopter und ein schnelles Eingreiffahrzeug bereit. Zum medizinischen- und Sicherheitspersonal gehören 60 Ärzte, 70 Medizinstudenten, 45 Pfleger und 1200 Polizisten. Die Rennstrecke ist nachts hell erleuchtet. Polizisten laufen mit Wolfshunden Patrouille. Die Nothilfe, so will es die FISA, wird bei Rennen von der bundesdeutschen ONS-Brigade versehen.

Es müssen Heinzelmännchen zu Werke gegangen sein, denn pünktlich zum Start ist alles bestens bereitet. Sorge macht der Lokalpresse nur, daß das Gras auf den Naturtribünen noch nicht überall Wurzeln geschlagen hat, und deshalb vom Wind in der Nacht immer mal wieder Sand auf die Piste getragen werden kann. In den Stolz, ein Formel-I-Rennen ausrichten zu können, mischt sich Angst vor der eigenen Courage, die Furcht greift um, vor aller Welt Augen zu versagen, gleich den ersten Auftritt zu verpatzen, zu stolpern übers Sandkorn, das der Wind über Nacht... und auf Verdacht hin und aus Vorsorge wird schon vor dem Rennen Selbstkritik geübt, ist in den Zeitungen von Pannen die Rede, die, so furchtbar es ist, unweigerlich auftreten werden vor aller Augen, doch fast beschwörend heißt es dann: »...aber durch diese Probe müssen wir durch!«

Die Sorge erweist sich als unbegründet. Der Auftritt gelingt, kein Sandkorn stört den Ablauf, die Unfälle verlaufen glimpflich, und der Reporter meldet überschwenglich: »Draußen auf der Rennbahn, auf den Hügeln, da fühlt man sich einfach gut. Mit Fahnen und Transparenten sind die Zuschauer gekommen und mit dem festen Entschluß, sich wohl zu fühlen.« Und wenn sich die An- und Abfahrt auch etwas zähflüssig gestaltet, bei 200.000 Zuschauern und 50.000 Autos, so geschieht dies doch, »in friedlichem Einvernehmen«, gibt es »kein Fäusteschütteln«, »nimmt man die Mühsal in kauf für etwas, das sich lohnt.«

Gelohnt hat es sich für Ecclestone. Aber auch die Wirtschaftsgemeinschaft ist Sieger. Über zehn Millionen Mark sind in die Kassen der Veranstalter geflossen. Noch nie ist soviel Reibach gemacht worden bei einem Grand-Prix. Doch Jubel auch über den Westtourist, der zum Rennen kam. Er hat, so hat man stolz errechnet, dreimal soviel Geld gelassen wie sonst. Nicht die kleineren und mittleren Hotels waren ausgebucht, sondern die feinen, die teuren, und das zahlt sich aus, das zählt, wenn es darum geht, daß so schnell wie möglich die Verbindlichkeiten getilgt werden, damit der Große Preis für die Wirtschaftsgemeinschaft wirklich zum großen Preis wird. Die Prognosen sind nach dem Rennen günstig, die Investitionen werden sich, so rechnet man, nach zwei bis drei Jahren schon amortisiert haben. Danach sind die Einnahmen reiner Gewinn.

Ein Gewinn ist der Hungaro-Ring, da sind die Experten sich einig, für den Rennsport schon heute, und daß er den sportlichen Anforderungen der Rennelite genügt, das haben die Ungarn gern und aus vielen berufenen Mündern gehört: »Es ist fast unglaublich, innerhalb von acht Monaten solch ein Produkt entstehen zu lassen. Es ist ein beispielhafter Kurs.« *(Ayrton Senna, Brasilien, Rennfahrer)*

»... eine der schönsten Strecken im ganzen Grand-Prix-Zirkus.« *(Alain Prost, Frankreich, Weltmeister)*

»Der Hungaroring ist eine Rennstrecke der 90er Jahre, und will man irgendwo in Europa eine neue Rennstrecke anlegen, muß man sich die von Budapest zum Vorbild nehmen.« *(Nikki Lauda, Österreich, Ex-Rennfahrer)*

»Der Hungaroring verlangt den Rennfahrern volles Können ab. Die Kurven sind unheimlich schwer, können nur mit ausgefeilter Technik genommen werden. Man muß die Hand ständig an der Schaltung haben. An zwei Abschnitten an der Bahn kann man aber bis zu 300 Kilometern beschleunigen.« *(Nelson Piquet, Brasilien, der Sieger).*

Etwas bang wird es den Ungarn nur, wenn sie über die nahe Grenze in die Tschechoslowakei schauen. Von dort sind 40.000 Besucher gekommen, um sie endlich leibhaftig vor sich zu haben, die Turbos von McLaren, Tyrell, Williams, Ligier, Ferrari und Lotus, diese Autos, die nicht zu haben sind unter einer Million Mark, und die allein im Training für Hundertausende Reifengummi auf der Strecke lassen, um vor allem aber jene live zu sehen, die fahren, daß die Fetzen fliegen, die Piloten Nigel Mansell, Nelson Pique, Ayrton Senna, Alain Prost, Keke Rosberg und wie immer sie heißen, die für Ruhm und viel Geld ihr Leben riskieren an Arbeitsplätzen, an denen die Maschine über den Menschen herrscht, das Auto, das immer noch schneller im Kreise fahren soll, weit vor dem Fahrer rangiert, was Aufmerksamkeit und Pflege betrifft, und man muß schon lange suchen um ein ähnlich krasses Verhältnis zu finden zwischen Mensch und Maschine, einen Platz, an dem der Mensch so gnadenlos zum Anhängsel geworden ist.

Ein Rennfahrer der Formel-I wird nicht angeschnallt, er wird hinters Lenkrad gefesselt, er liegt, mehr daß er sitzt, auf ein wenig Schaumstoff über dünnem Aluminium. Die Füße haben nur Spiel, um die Pedale zu treten der rechte Arm nur die Freiheit den Schalthebel zu bedienen, für den linken fast kein Platz. Unter einem Bankräubermützchen aus Asbest und in einem gewaltigen Helm mit Visier, Klappe zu, ist der Kopf des Piloten versteckt. Ihn trägt er frei, dabei könnte gerade er gut Halt gebrauchen, denn beim Abbremsen, Ausbremsen, Beschleunigen, vor allem in den Kurven, zerren immense Kräfte am Hals. »Man meint, es reißt einem den Kopf ab«, sagt Nikki Lauda, »aber man gewöhnt sich daran.«

Woran haben sie sich nicht alle gewöhnt, die Piloten: an die gewaltigen Schläge, die auf welliger Bahn Fahrzeuge und Fahrer erbarmungslos rütteln, die das Lenkrad hüpfen und vibrieren lassen wie einen Presslufthammer, an Hitze, Regen, Lärm und Staub.

Kein Mensch würde sich freiwillig diesen Torturen unterziehen. Es gehört eine gute Portion Masochismus dazu, und die Bereitschaft, immer wieder sein Leben aufs Spiel zu setzen. Zwei Wesenszüge, so mutmaßen Psychologen, die den

Rennfahrer ausmachen. »Wahnsinn ist's«, sagt Nikki Lauda, »pubertär« seine Frau. Trotzdem ist der Andrang groß auf einen Platz am Volant, Neulinge bringen Geld mit, Millionen sogar, nur um sich in diese rasende Folterkammer setzen zu können. Es sind die Ritterspiele der Moderne, diese Rennen, und die Piloten riskieren nicht nur Kopf und Kragen, sie verlieren ihn auch hin und wieder, zuvor jedoch schon meistens den Verstand. Dann fahren, das ist die übliche Härte, auch mal Halbtote um den Kurs, die sich, gerade frisch in die Planken gerast und gerade noch am Leben, mit Knochenbrüchen und Gehirnerschütterungen in die Autos zwängen nur damit kein anderer fährt an ihrer statt, denn bei einem Kilometergeld von zweitausend Mark für Spitzenfahrer, räumt manch einer nur tot das Feld.

Für die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« ist die Formel-I »eine gemeingefährliche Gesellschaft, die sich mit ihren Skandalen, Sensationen, Showeinlagen und ein bißchen Sportspektakel schon zu einem Milliardenunternehmen gemausert hat«, das durch Schmiergeld aus der Industrie am Laufen gehalten wird. Der Zigarettenhersteller Marlboro zahlte in der Saison '84 vierzig Millionen Mark an das britische McLaren-Team, und das reichte nicht einmal hin da mußte der Haushalt des Rennstalls noch aufgebessert werden durch Kleinanzeigen auf der Karrosserie. Die Zulieferer waren dankbar und blechten.

Man kommt einfach nicht um die Frage herum, wie solch ein Monster, ein kapitalistischer Moloch Platz im Sozialismus finden kann, und, wie es scheint, noch ganz bequem?.

Noch aber bin ich die Antwort auf die Frage schuldig, weshalb die Ungarn bange in die Tschechoslowakei blicken? Wegen der 40.000 Besucher sicher nicht. Sondern weil von dort Konkurrenz droht, weil ein Rennkurs gebaut wird – und weil doch Brian Ecclestone erklärt hat, er wolle nur einen Weltmeisterschaftslauf in den Osten exportieren. Das aber wird er sich, da gehe ich jede Wette ein, noch reiflich überlegen, denn während ihm im Westen wegen seiner unverschämten Geschäftspolitik und seiner verbraucherfeindlichen Preise, `wegen des wachsenden Bewußtseins über die zerstörerischen Kräfte des Automobils, vor allem dessen Anteil am Waldsterben, die Kunden immer häufiger vom Rennen wegbleiben, laufen sie ihm im Osten gleich scharenweise in die geldgierigen Arme.

Konkret 12/86, S. 64

Manu Dibango, Armin Kerker

»Wir gehören zu einer neuen Rasse«

»Für die europäische Mentalität ist die afrikanische Musik letztlich immer noch der Klang hinter einem Tam-Tam«, sagt der schwarzafrikanische Musiker MANU DIBANGO, dem die musikalischen Feldhüter unter der hiesigen Afrika-Experten so gar nicht verzeihen, daß er populär und erfolgreich ist. ARMIN KERKER zeichnet ein Porträt des Musikers

Mit vorschnellen Etikettierungen war man schon immer schnell zur Hand, seitdem man auf ihn aufmerksam wurde. »African Boogaloo«, »Black Ivory Soul« hieß es da, »Big Manu«, »Le Géant«, »Makossa Man«, »König des Afro-Soul«... usw.; die internationale Musikpresse überschlug sich geradezu in Superlativen und (Schwindel) Preisetiketten, um das exotische Phänomen der '73-er Saison' zu verkünden: ein wirklich und wahrhaftig aus Schwarzafrika stammender Musiker hatte es geschafft, sich an die Spitze der internationalen Charts zu setzen. Manu Dibango war plötzlich ein Name.

So etwas bleibt bei den Puristen nicht ungestraft. Zwar ist »afrikanische Musik« ein sehr weites Feld, nichts Homogenes, sondern eine Vielfalt von Verschiedenem, aber es tummeln sich auch viel selbsternannte Feldhüter darin. Afrika-Experten haben oft die Angewohnheit, wenn etwas auch kommerziellen Erfolg zeitigt, die Nase zu rümpfen und von 'Showbiz', Reklame, oder gar 'unafrikanischer' Verfälschung zu sprechen. So auch in diesem Fall. Mit »Soul-Makossa« hatte Dibango für sie endgültig die »Verbindung zu den Wurzeln verloren« und die »Tradition Afrikas« verraten. »Ich habe keine Probleme mit der Tradition«, pflegte er selbst auf solche Vorwürfe zu antworten, »ich bin selbst Tradition. Ich muß nicht nach meinen Wurzeln suchen. Ich bin einfach ein Musiker, der für das, was um ihn herum vor sich geht, empfänglich ist, und ich versuche es mit den Mitteln meiner Kultur zu übersetzen. Meine Kultur beruht auf ständiger Begegnung mit anderen Kulturen. Aber es gibt immer noch diese Art von verdrängtem Paternalismus. Die Europäer sehen uns Afrikaner nur ungern in der Welt des Show-Business. Für die europäische Mentalität ist afrikanische Musik letztlich immer noch der Klang hinter einem Tam-Tam. In dem Moment aber, wo Sie den Bereich ethnologischer Folklore verlassen und eine internationale Karriere beginnen, heißt es: Das ist aber kommerziell! In Wirklichkeit bezieht die zeitgenössische Musik der Welt ihren Reichtum aus der Fusion verschiedenster Sachen.«

Manu Dibango hat sich immer das Recht herausgenommen, verschiedene musikalische Wege gleichzeitig zu beschreiten und die Steine aus verschiedenen Himmelsrichtungen so zum Rollen zu bringen, daß sie aufeinander treffen. Er macht Pop-Musik und komponiert für das junge afrikanische Kipo, er hat die Salsa-Szene belebt und den sogenannten 'Kongo'Jazz mitkreiert, er hat Musik für Reklame-Sendungen und für die ehemaligen Staatschefs Ahmadou Ahidjo und Giscard d'Estaing geschrieben, aber auch für Soweto und Nelson Mandela; er macht Jazz und verbindet die Makossa-Folklore seiner Heimat mit der Botschaft und den Rhythmen des Reggae aus Jamaika.

Manu – eigentlich Emmanuel – Dibango wurde 1933 in Douala, der Hafenstadt und eigentlichen ökonomischen Metropole der damals noch französischen Kolonie Kamerun geboren. 1948 geht er nach Paris, um Musik und nebenbei auch sein Abitur zu machen. 1956 läßt er sich als Berufsmusiker – er spielt Piano, Saxophon und Vibraphon – in Brüssel nieder, wo er in Kontakt mit schwarzamerikanischen Blues- und Jazzmusikern kommt, aber auch – das sind die 'Segnungen' des Kolonialismus – die Musik des damals noch belgischen Kongo (Zaire) für sich entdeckt. Es folgen erste Plattenaufnahmen mit Musikern aus Zaire und dem Kongo, wo Dibango von 1961 bis 1963 arbeitet. 1965 geht er nach einem längeren Aufenthalt im heimatlichen Kamerun wieder nach Paris und beschäftigt sich intensiv mit jenen Mischformen afro-amerikanischer Musik, die bislang immer ziemlich einseitig von drüben nach hüben verliefen und unüberhörbar amerikanisch geprägt waren. Er versucht, als Musiker aus Afrika in Europa Fuß zu fassen und stößt dabei auf die typischen Schwierigkeiten einer auch im Musikbetrieb eurozentrisch ausgerichteten 'Ersten' Welt. »Die Probleme der afrikanischen Künstler« sagt Dibango, »hängen generell mit denen der 'Dritten' Welt zusammen. Das heißt man ist nicht 'kreditwürdig'. Wer aus der 'Dritten' Welt stammt, gehört nicht zum System. Da muß man aber rein, und das ist extrem schwierig. In meinem Fall hat es zwanzig Jahre gedauert, bis man auf internationaler Ebene begann, meiner Musik zuzuhören.«

Erst nach ökonomischen Erfolgen durfte Manu Dibango in seiner afrikanischen Muttersprache Douala singen, und erst nach dem unerwarteten Echo auf »Soul Makossa«, nach einer zweiwöchigen Tournee durch die USA und nach dem ersten spektakulären Auftritt im Pariser Show-Palast Nummer Eins, dem »Olympia«, tolerierte der französische Musik-Kommerz auch einen Manu Dibango und schlug Kapital daraus. Aber da wollte er nicht mehr.

Mitte der siebziger Jahre, ließ er sich wieder in Afrika nieder, in Abidjan, der Hauptstadt der Elfenbeinküste, wo er für die nächsten Jahre das ivorische Radio- und Fernsehorchester betreute, Konzerte gab, Platten produzierte und Filmmusiken schrieb. »Home made« hieß eines seiner wichtigsten Alben aus dieser Zeit, das nicht – wie sonst üblich – in Paris, London oder New York aufgenommen wurde, sondern in Lagos/Nigeria. Wichtig auch seine damalige Kompositionsarbeit für das afrikanische Kino, vor allem für »Ceddo«, jenem meisterhaften Film des senegalesischen Sembene Ousmane.

»Das war ein großes Vergnügen für mich«, sagt er, »mit Sembene zusammenzuarbeiten. Er ist ein großer Künstler, ein bedeutender Cinéast, der – auch in seinem Fall muß man es so formulieren – 'aus dem Senegal stammt'. Er macht nämlich

nicht nur Filme, weil er Senegalese ist, sondern weil Filmemachen sein Metier ist. 'Rasse' ist für mich keine Frage der Hautfarbe, sondern des Programms, der Fähigkeiten, die einer besitzt. Das ist seine 'Rasse'. Nach meiner bescheidenden Philosophie hat man Beziehungen zu jemanden nicht, weil er weiß oder schwarz ist, sondern weil er vom selben Metier kommt, eben von derselben 'Rasse'. Sie vertreten Ideen, die sozusagen auf meiner Linie liegen.«

Anfang der achtziger Jahre versucht Dibango, sich mit mehreren konkreten Projekten in Kamerun niederzulassen. Das eine ist eine Art 'Café-Theatre', das jungen Talenten eine Auftrittschance bieten will und zugleich regelmäßige Gastkonzerte von Musikern aus der gesamten schwarzen Welt vorsieht. Das andere ist der Versuch, angehenden schwarzafrikanischen Berufsmusikern eine professionelle Ausbildungschance zu bieten. »Es gibt nur sehr wenige solcher Ausbildungszentren«, sagt er, »Konservatorien im eigentlichen Sinne gibt es schon gar nicht in Afrika. Ich war kürzlich in Angola und habe dort trotz des Krieges, ein System musikalischer Ausbildung vorgefunden, das in Afrika einmalig ist. Talentierte Kinder bekommen dort gratis Musikunterricht. Solche Schulen für junge Talente könnte man überall in Afrika einrichten, wenn die Regierung bei ihren Plänen einen stärkeren Akzent auf die Kultur legen würde. Aber das ist in Afrika eine Frage der Prioritäten. Einige Länder haben inzwischen auch die Kultur wahrgenommen. Andere wiederum suchen sofort das Weite, wenn sie das Wort 'Kultur' hören«.

So auch in Kamerun: Dibangos Versuch ging, schlicht gesagt, aufgrund bürokratischer Hemmnisse, administrativer Unbeweglichkeit und persönlicher Ranküne aufseiten der Machthaber 'in die Hose'. Er hat es vorgezogen, sich erneut und vorläufig endgültig in Paris niederzulassen. Wer die bisweilen nur als Absurditäten erlebbaren Verwaltungsakte einer gezielt chaotisch administrierten 'Dritten Welt' nicht kennt, sollte darüber nicht die Nase rümpfen, Manu Dibango selbst hat dafür die beste Begründung. »Wir sind«, sagt er, »nach dreißig oder fünfundreißig Jahren in Europa 'Afro-Europäer' geworden. Wir sind keine hundertprozentigen Afrikaner mehr, weil wir nicht in Afrika leben. Europäer sind wir aber auch nicht. Wir gehören zu einer Rasse, die in Europa im Entstehen begriffen ist: Die 'Afro-Europäer'. Persönlich bin ich sogar der Meinung, daß die afrikanische Musik sich nur innerhalb dieser 'afro-europäischen' Rasse weiterentwickeln kann. Denn sie wird ihre andere Logistik brauchen und sie wird ihre eigenen Inspirationen mitbringen, die weniger roh sind als die ethnische Musik. Ethnisch begrenzte Volksmusik gibt es doch auch in jeder deutschen Provinz, ebenso wie in Frankreich, wo es die Basken, die Bretonen, und die Korsen usw. gibt. Darüber hinaus herrscht eine grundsätzliche Vorstellung von deutscher oder französischer Musik, die von dieser Folklore aus- und über sie hinausgeht. Bach ging von der Volksmusik aus, Beethoven, Chopin und wer auch immer. Aber sie machten doch keine Folklore! Warum also will man die Afrikaner als wandelnde Museen einrichten, also als etwas Totes?«

Sieben Jahre nach seinem ersten öffentlichen Auftritt in der BRD, beim ersten Festival der Weltkulturen, 'Horizonte 79', in West-Berlin, wo er noch von den Reinheitsaposteln in Sachen Afro-Musik ausgepfiffen wurde, hat man ihn jetzt auch hier wahrgenommen. Was denen, die ihn damals ausbuhten und heute bejubeln, offensichtlich entgangen ist: die Stücke auf »Electric Africa« sind weitgehend dieselben, die er vorher schon auf kleineren französischen Labels wie 'Fiesta' oder 'Sonodisc' aufgenommen hat, mit anderer Besetzung und weniger Aufwand.

Konkret 12/86, S. 66

Erich Kuby

Paradies ? Bloß Raus!

Über das neueste Filmchen von Doris Dörrie

Teufel, Teufel, ist das ein Jubel, ein Hochjubeln, der ganze westdeutsche Film wird plötzlich an einem Luftballon in den Kunsthimmel hinaufgetragen, wo die »Männer« wohnen und das »Paradies« liegt. Ein hübsches Filmchen, zum fröhlichen Gelächter animierend, das dann am Kinoausgang bereits verebbt ist, aber, wie erwiesen, sich auch in äußerst wirkungsvolle von-Mund-zu-Mund-Propaganda umsetzt – da mußt du hingehen, HU809 da hast du Spaß! – und ein ganz und gar mißlungenes Filmchen haben das zuwege gebracht.

Wir haben vor einem Jahr und Tag etwas ähnliches erlebt, zuerst als Buch präsentiert, später dann auch als Film, »Die unendliche Geschichte«. Auch damals ist die Kritik die sich so begeistert gab, auf die blamabelste Weise durchgefallen, weil sie der Frage nicht gründlich nachgegangen ist, worauf denn der Millionen-Erfolg beruhte, nämlich auf dem tief eingewurzelten Fluchtbedürfnis, Flucht vor der politischen Wirklichkeit. Wobei es freilich nahe läge, den Gegenbeweis an Hand des Millionen-Buches des getürkten Türken zu führen, der kein Paradies sondern die reale Hölle vorgeführt hat.

Nun, die Sache ist eben so einfach, so einspurig nicht. Grüne und andere Weltverbesserer haben über Jahre Mißtrauen gegenüber der Industriewelt wachgerufen, das sogenannte gesunde Mißtrauen, und den Boden bereitet, auf dem das Riesenwachstum des »Ganz unten« möglich geworden ist. Aber das besagt nicht, und Prozentzahlen bei politischen Wahlen beweisen es, daß sich eine Mehrheit der Bevölkerung zu einer sozialpolitischen Betrachtungsweise der Wirklichkeit durchgerungen hätte, oh nein, nicht im allermindesten! Vielmehr sind runde 5 Millionen Bundesbürger zu den »Männern« geeilt und haben sich amüsiert, mach dir ein paar nette Stunden, und das sind genauso viele, wie im Jahresdurchschnitt 1985 den »Spiegel« wöchentlich gelesen haben. Da dieses Blatt seinen eigenen Erfolg anstaunt, hat es ein vergleichbarer Erfolg nicht ruhen lassen. Es setzte Frau Doris Dörrie auf den Titel als sei der »Spiegel« die »Bunte«: Ihr linker Unterarm ruht auf der Affenmaske, die in ihrem Erfolgsfilmchen eine Rolle spielt, aber der nackte Oberkörper gehört nicht dem Schauspieler, der sie im Film aufgesetzt hat, um sich vor seiner Frau zu verstecken, sondern einem Angehörigen der »Spiegel«-Redaktion. Schon kann man lesen, ebenfalls auf dem Titel, Frau Dörrie sei »Deutschlands erfolgreichste Regisseurin«, aber wo liegt Deutschland? In diesem Falle offenbar auch in Amerika, denn, wie der »Spiegel« zu berichten weiß, läuft »Männer« schon in 50 Provinzstädten der USA. Es hat den Anschein, als gebe es Amerikaner, die sich gelegentlich von Herrn Reagan erholen wollen. Wovon müssen sich die Bundesbürger bei Frau Dörrie erholen? Von Kohl und Strauß? Das ist zu verstehen.

Aus allem, was Filmkritiker über die Karriere von Frau Dörrie in dem Tonfall geschrieben haben in dem über den Tennisspieler Becker geschrieben wird, pure Idolatrie, geht hervor, daß potente Herren, die sorgsam darüber wachen, mit Filmen, die sie produzieren, maximal Geld zu verdienen, bereits entschlossen sind, in künftige Filmwerke von Frau Doris Dörrie zu investieren. Zu ihnen gehört ein gewisser Herr Eichinger, im »Spiegel« »Film-Mogul« genannt, das ist so etwas wie »Hendl-König«, wobei sich herausstellte, daß besagter Mogul mit eigenem Urteilsvermögen über Filme ausgestattet ist. Er kann Erfolg riechen, wo der Erfolg bereits vorliegt, er springt auf fahrende Züge, wozu natürlich auch ein gewisses Geschick gehört, aber als ihm »Männer« zur Verwertung angeboten wurde, roch er nichts. So ist es mit den Mogulen. Sie entdecken 1986, daß der Golf ein gutes Auto ist.

Nun scheint, wie gesagt, der Mogul gleich einigen anderen bedauernswerten Filmfinanziers im In- und Ausland, bereit zu sein, sich mit hohen Summen auf Frau Dörrie einzulassen. Sie sollten um ihr Geld fürchten, wenn sie der charmanten Dame erlauben, ihre Drehbücher selber zu schreiben.

Daß sie davon nichts versteht, war an den »Männern« deshalb noch nicht zu erkennen, weil der Plot so einfach, so in sich geschlossen war, daß er die Handlung von der ersten bis zur letzten Einstellung trug, der Zuschauer hatte nicht die geringste Mühe, sich in ihr zurechtzufinden. Der Film ist ein Filmchen, aber als solcher ein Wurf, und da die Regisseurin erstens Szenen bauen und zweitens ihre Schauspieler führen kann, von nichts kommt nichts, so war eben auch die Realisation der Handlung, die im Kern nichts weiter als ein Gag ist, überzeugend.

Jetzt aber bescheinigt eine von Gott und ihrem Urteilsvermögen verlassene Kritik Frau Dörrie, sie habe Mut bewiesen, indem sie die »Männer«-Masche nicht weitergestrickt habe, sondern mit »Paradies« auf für sie neuen Wegen gewandelt sei. Es ist der Mut dessen, der vom Dach springt, weil er glaubt, er könne fliegen. Er befähigte »die 'Männer'-Frau« (Spiegel), sich diesen »Paradies«-Plot auszudenken, und nicht einmal bei der Ausführung zu bemerken, daß er nicht nur nicht trägt, sondern auch in sich purer Unsinn ist. Die Frau im Film, die uns dank einer hervorragenden schauspielerischen Leistung eineinhalb Stunden lang vormacht, daß sie von Liebe etwas versteht und extrem liebenswürdig ist, der Liebe würdig, wird von der anderen Frau dafür verwendet, fast hätte ich gesagt dafür engagiert, ihren Mann auf neue Touren zu bringen ohne vorauszusehen, daß es darüber zum Konflikt kommen muß.

Ich gehörte einmal einer Filmjury an, was mich verpflichtete, zweimal im Jahr je rund 40 Drehbücher zu lesen, eine Lektüre, bei der mich der Filmmenschheit ganzer Jammer ergriff. Bei 35 von diesen 40 Machwerken wußte man schon nach zwanzig Seiten, das konnte nichts werden. Bei »Paradies« hätte man es vielleicht erst nach 40 Seiten gemerkt, dann, wenn der Mann ausgeschickt wird, den nicht verlorenen Ohrring bei Kathi Thalbach, im Film eine brachliegende Fast-Nymphomanin, zu suchen, in einem Ambiente, das an Verlogenheit nichts zu wünschen übrig läßt. Wir sehen diesen Kram auf riesigen Feldern in herrlicher Einsamkeit liegen und er verkauft Tageszeitungen? An wen bitte? An die Igel, die nachts aus dem Feld kommen? Nicht minder kindisch ist der Versuch, die Frustriertheit der anderen Frau sichtbar zu machen, indem man sie auf einem ausgedachten Gestell aus Stahl und Glas Teller für ein Abendessen aufbauen läßt. Dazu das Hamburger Huren-Milieu, das sich auch in der unendlichen Geschichte hätte verwenden lassen in seiner Märchenhaftigkeit, die alle diese Szenen lächerlich macht. Mit einem Wort: es stimmt nichts. »Paradies« sei, kann man lesen, »ein Labor der Gefühle, in dem neugierig nach neuen Reaktionen gesucht wird«. Hörigkeit und Eifersucht – die allerneuesten Reaktionen??

Wenn in »Paradies« binnen ein paar Wochen auch 5 Millionen Zuschauer strömen, esse ich meinen Hut – was mir leicht fallen wird, denn ich habe keinen. Die bleiben deshalb aus, weil sie sich in diesen Kunstgeschöpfen nicht wiedererkennen könnten, jede Frau, die aus diesem Film kommt, wird sich sagen, so saublöd, wie diese Ehefrau, so eine gibt's ja gar nicht. Nun, es gibt alles, darauf kann sich die Rekord-Filmemacherin hinausreden, aber wenn man schon nicht den »Krieg der Sterne« macht, worin nichts Menschliches vorzukommen brauchte, sondern sich auf ein menschliches Millieu einläßt, dann muß man auch Menschen vorführen, das könnte sich Frau Dörrie bei »Hanna und ihre Schwestern« anschauen.

Hanne Wieder, in »Paradies« ihr kabarettistisches Talent bewährend, gut für sie, miserabel für den Film, hat einen hinreissenden Moment als sie ihrem Schwiegersohn zuruft: aber können muß man es ! ! !, nämlich Ehebrechen und aus dem Gleis springen. (Einer der ganz wenigen Stellen im Film, auf die das Publikum mit schallendem Gelächter reagiert. Hier wird ihm wenigstens einmal eigene Lebenserfahrung vorgeführt !) Das ist es – wenn man Drehbücher zum eigenen Film schreiben will: können muß man es!

Konkret 12/86, S. 68

Otto Köhler

Ein Geschenk für Hitler

Die Geschichte der »Frankfurter Zeitung« im Dritten Reich dargestellt durch einen Redakteur der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« ist ein schönes Beispiel dafür, wie mit der Geschichte umgesprungen wird ohne Rücksicht auf die Wahrheit

Die Nacht lag über der Reichskanzlei. Der 20. April 1939 war erst eineinhalb Stunden alt. Doch schon drängelten sich die Paladine, um dem Führer Glück zu wünschen zu seinem 50. Geburtstag. Das schönste Geschenk kam aus dem Besitz der Interessengemeinschaft (IG) Farben. Es hatte 2,95 Millionen Reichsmark gekostet. Doch die Beteiligten haben »gleich gemerkt, daß den Führer dieses Geschenk nicht gefreut hat«. Der Führer war eben ein Banause: sie hatten ihm die berühmte »Frankfurter Zeitung« geschenkt.

Als der Führer – die »Frankfurter Zeitung« nannte ihn, bis ihr das verboten wurde, streng oppositionell den »Führer und Reichskanzler« – schließlich vier Jahre später sein Geschenk liquidierte, hatte Max Amann einen bemerkenswerten Einfall. Der einstige Feldwebel und nunmehrige Pressezar Hitlers ordnete an, daß die fähigsten Redakteure der einst liberalen »Frankfurter Zeitung« künftig ihren Dienst beim ideologisch gesunden Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung Großdeutschlands, dem »Völkischen Beobachter« tun sollten.

Damals waren Züchtungsphantasien sehr im Schwange. Und Amann hatte die Erfolgsidee: »Ich kann mir vorstellen, daß eine Art von Kreuzung stattfindet und daß sich die ideologische Zuverlässigkeit meiner Redakteure mit den professionellen journalistischen Fähigkeiten der Redakteure der Frankfurter Zeitung verbindet.«

Sechs Jahre später entstand aus dieser Kreuzung von »FZ«und »VB«-Redakteuren die »Frankfurter Allgemeine Zeitung«.

Kein mißratenes Produkt dieser Journalisten-Kreuzung ist der 58jährige »FAZ«-Redakteur Günther Gillessen. Im Zuge der großen Geschichtssäuberung, die uns die Wahrheit über das heroische Ringen von NS-Amtswaltern gegen die bolschewistische Flut beibringt, hat auch er seine Aufräumungsarbeiten geleistet. Er bescherte uns am 20. August die Einsicht, daß es »eine besondere Friedensschuld der Deutschen gegenüber der Sowjetunion« nicht gibt, weil Hitler am 22. Juni 1941 in letzter Minute – wie der Führer schon damals richtig sagte – einem alsbaldigen sowjetischen Angriff zuvorkam.

Aus der Sicht jener »FAZ«Redakteure, die sich als legitime Nachfolger der »FZ«-Journalisten fühlen und dabei ihr anderes Erbteil vergessen, mochte es folgerichtig sein, daß dieser Gillessen eine Geschichte der »Frankfurter Zeitung« im Dritten Reich schrieb (»Auf verlorenem Posten«, Siedler Verlag Westberlin, 1986, 592 Seiten 58, – DM). Doch soviel beengte Nähe konnte nicht gut tun.

Die »Frankfurter Zeitung«, gegründet von dem 1848er Revolutionär Leopold Sonnemann und weitergeführt von den Brüdern Heinrich und Kurt Simon, war bis Ende 1928 ein kämpferisch-liberales, radikal-demokratisches Blatt mit hohem Ansehen im In- und Ausland. Am 29. April 1929 stand auf Seite 1 »In eigener Sache« eine Auskunft über eine weitere Zukunft mit einem neuen Anteilseigner: »Kombinationen, die an die Tatsache anknüpfen, daß Professor Hummel auch Aufsichtsratsmitglied der IG Farbenindustrie ist, sind hinfällig.« Angaben über eine Beteiligung, auch eine Minderheitsbeteiligung, der IG Farbenindustrie seien »unwahr«. Die »vorgeschlagene Zuwahl von Prof. Hummels in den Aufsichtsrat« der Frankfurter Societäts-Druckerei erfolge lediglich in der Absicht der Gründerfamilie und ihrer Freunde, »die bisher von ihnen gehütete Tradition des Gründers auch für die Zukunft zu verankern«.

Im Feuilleton der Weihnachtsausgabe 1930 erschien ein Beitrag (»Der Merseburger Zauberspruch«) des Schriftstellers Joseph Roth über eine Reise zu den »wunderbaren Leunawerken« der IG: »Es ist streng verboten, sie zu betreten, die Menschen, die dort beschäftigt sind, sind Arbeiter, das Gift frißt an ihren Lungen, wie die Bagger in der Erde wühlen, aber sie erzeugen Kunstdünger, dem wir unser Brot verdanken. Hier stinkt's wie Giftgas – und es ist in der Tat ein leichtes, die Stoffe, aus denen man den Dünger herstellt, in Gift zu verwandeln.«

Joseph Roth habe »die rohesten aus der kommunistischen Agitation stammenden Lügen von der Giftwirkung der Gase« wieder aufgetischt, klagte darauf Herman Hummel, der neue Mithüter der alten »FZ«-Tradition und alte Kämpfer der neuartigen Giftgastruppe, die IG-Aufsichtsratkollege Fritz Haber zur Massenvernichtung des Feindes im Ersten Weltkrieg aufgestellt hatte. »FZ«-Aufsichtsrat Hummel beschwerte sich bei Verleger Simon: »Es ist ihnen einfach nicht gelungen, oder Sie haben es nicht versucht, die Elemente aus der Redaktion zu entfernen, die mit allen, auch nötigenfalls schäbigen Mitteln, ihr Ressentiment gegen die große Wirtschaft austoben.«

Gillessen, der über diesen Anschiß durch den IG & »FZ«Aufsichtsrat dezent berichtet, behauptet gleichwohl – wie könnte er auch anders: »Es gibt manche Zeugnisse, daß die Redaktion Einflußnahme auf das Blatt befürchtete, aber es gibt keinen Fall, an dem sich belegen ließe, daß die Zeitung aus Rücksicht auf die neuen Besitzverhältnisse ihre Linie geändert hätte.«

Joseph Roth (Gillessen: »Kein zuverlässiger Zeuge«) war einer der berühmtesten Mitarbeiter der »Frankfurter Zeitung« – Siegfried Kracauer war ihr berühmtester Redakteur. Doch von der IG-Attacke gegen Kracauer, die Gillessen – sein

Quellenverzeichnis beweist es – ganz genau kennt, zitiert der erfahrene »FAZ«-Redakteur nur, was ihm paßt, und manipuliert sie so zu einer »eindrucksvollen Bestätigung dafür, daß Verleger und Redaktion jeden Versuch, den Inhalt der Frankfurter Zeitung von außen zu bestimmen, im Keime erstickten.«

In Wahrheit – und das verschweigt Gillessen – schrieb der IG - Aufsichtsrats -Vorsitzende Carl Duisberg am 25. Januar 1930 seinem Aufsichtsratskollegen Hummel eine wütende Beschwerde über Kracauers aufsehenerregende Analyse »Die Angestellten«:

»Ich muß schon sagen, daß, abgesehen von dem langweiligen und schlechten Stil, die Artikel durch ihre Verallgemeinerung einzelner Erscheinungen ebenso wie durch die systematische Bekämpfung und Verächtlichmachung aller guten Einrichtungen, die von der Unternehmerseite kommen, eine sehr gefährliche Wirkung ausüben.«...

Und dann verlangt der oberste IG-Mann vom »FZ«-Aufsichtsrat: »Wir sollten nicht tatenlos zusehen, wie durch derartige Veröffentlichungen gewaltsam eine geistige Proletarisierung dieser Angestelltenschicht eingeleitet wird.« Hummel soll »wegen der grundsätzlichen Bedeutung dieser Angelegenheit prüfen, ob in Zukunft solche Entgleisungen verhindert werden können.«

Davon bei Gillessen kein einziges Wort – er zitiert nur den Teil von Hummels Antwort, der ihm gefällt, weil er unverfänglich klingt: »Hummel selbst hatte den leitenden Herren der IG Farben schon früher den Rat gegeben von Interventionen in Frankfurt abzusehen, weil er sich davon nichts verspreche. Die Möglichkeit der unmittelbaren Einwirkung auf die Redaktion der Frankfurter Zeitung (ist) durch die traditionellen Verhältnisse des Hauses sehr erschwert', hatte Carl Duisberg geschrieben.«

Gillessen unterschlägt den entscheidenden Hummel-Satz, der darauf folgt: »Ich kann allerdings nicht verhehlen, daß bei mir die Artikelfolge 'Die Angestellten' ebenfalls lebhaftes Bedenken geweckt hat. Naturgemäß verhehle ich solche Bedenken bei den regelmäßigen Besprechungen mit der Geschäftsleitung in keiner Weise.« Und dann bittet Hummel seinen IG-Aufsichtsratsvorsitzenden, das Schreiben »absolut vertraulich« zu behandeln, denn »wenn mein Verhältnis zur 'FZ' überhaupt einen sichtbaren Erfolg haben kann, so nur dann, wenn es möglichst unbesprochen bleibt.«

Möglichst unbesprochen sollte auch die Grundbedingung bleiben, die von der geldgebenden Interessengemeinschaft für die Fortexistenz der »Frankfurter Zeitung« aufgestellt wurde, nämlich: »Anerkennung der Notwendigkeiten des allein zur Erzielung höchster Produktivität geeigneten Großkapitalismus.«

Nach der Machtübergabe an Hitler arisierte die IG das, was ihr von der »Frankfurter Zeitung« noch nicht gehörte. Der jüdische Verleger Simon mußte seine restlichen 52 Prozent unentgeltlich an die IG abgeben und emigrierte, wie viele jüdische Redakteure auch. Gillessen, der sich keine Mühe macht, seine Ressentiments gegen Emigranten zu verbergen, singt das Hohelied der Zurückgebliebenen, die zwischen den Zeilen Opposition machten, wo sie konnten. Goebbels, dem man gerechterweise nachsagen muß, daß er von PR schon etwas verstand, als es PR überhaupt noch nicht gab, war vom hohen Wert einer leicht kritischen »Frankfurter Zeitung« für das NS-Regime fest überzeugt.

Sie wirkte dafür im Ausland umso glaubwürdiger. Und das war staatspolitisch besonders wertvoll, weil die »Frankfurter Zeitung« bei allen Sticheleien und auch bei aller Kritik gegenüber dem Regime, niemals Zweifel am Friedenswillen Adolf Hitlers ließ. Auch die IG – bis 1939 auf gute Auslandsbeziehung angewiesen – wußte diesen Kurs ihres Blattes zu schätzen. Und es ist vielleicht mehr als ein Zufall, daß Hitler ausgerechnet an dem 20. April 1939 die »Frankfurter Zeitungen geschenkt bekam, an dem IG-Vorstandsmitglied Carl Krauch jene Geheimrede ausarbeitete, in der er, acht Tage später, vor dem Generalrat des Vierjahresplans, zum Blitzkrieg aufrief, weil »unser Wirtschaftsraum in Großdeutschland zu klein für eine volle Befriedigung der wehrwirtschaftlichen Mineralölansprüche« sei.

Mit fortschreitendem Krieg verschwanden die Zwischentone. Rudolf Kircher, einst ein die Nazis verachtender Nationalist, mokierte sich nur noch im engen Kollegenkreis, im Blatt aber bekannte er sich nach Stalingrad zum totalen Krieg des Dr. Goebbels: »Wir fühlten, es war nicht nur ein Minister des Reiches, der da redete, sonder ein Verkünder der Macht des Schicksals, ein Sprecher der unausweichlichen Macht des Schicksals. Dröhnend ruft sie uns auf. Wir folgen dem Gebot. In der entsetzlichen Drohung, die sich an der Ostfront auftat, sieht der Nationalsozialismus eine weltgeschichtliche Rechtfertigung.«

Und Kirchers Kollege Oskar Stark gab die Parole aus, die von der Vierergruppe – wir haben in diesem Blatt schon immer »Gruppe« und nie »Bande« gesagt – der Kohl-Historiker heute wieder in der »Frankfurter Allgemeinen« als geschichtliche Wahrheit über Hitler-Deutschland aufgetragen wird: »In der Tat gibt es gegen die Gefahr, die von dem asiatischen Bolschewismus droht, nur eine Schranke, nämlich die der Macht, der militärischen Macht an der Front und der zivilen Macht in den Ländern, deren Soldaten an der Front gegen die Sowjets kämpfen. So wird dieser Krieg im Osten zu einer Kraftprobe schlechthin, er zwingt alle europäischen Völker, die ihr Dasein behaupten wollen, in seinen Bann, ob sie wollen oder nicht, und er legt Deutschland als der führenden Macht in der Mitte des Kontinents zugleich auch die schwerste

Verantwortung dafür auf, daß das Chaos und das graue Elend, das der Bolschewismus mit sich brächte, von den Grenzen des Festlandes ferngehalten wurde.«

So modern war die »Frankfurter Zeitung« schon damals. So verkommen ist heute die Elite unserer Geschichtswissenschaft.

Ach ja, daß die »Frankfurter Zeitung« schließlich doch noch im August 1943 verboten wurde, war ein dummer Zufall. Die »Frankfurter Zeitung« hatte in einem Gedenkartikel für Hitlers Freund Dietrich Eckart, den »Dichter der Bewegung«, arglos geschrieben: »Allerdings die Leber macht Beschwerden, aber er lebt seinen Neigungen«

Das war das Ende. Die Witwe von Hitlers Staatsarchitekten Paul Ludwig Troost legte Hitler den Artikel auf den Tisch und der befahl seinem Bormann beim Mittagessen in der Osteria Bavaria in München, die »Frankfurter Zeitung« kurzerhand einzustellen – »ohne Rücksicht auf entgegenstehende Einwände der Sachbearbeiter«.

Ja, auch der Führer machte Fehler.

Konkret 12/86, S. 70

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

An den Kollegen Klaus Ullrich Huhn

Redaktionsleiter Sport beim

»Neuen Deutschland« Berlin (DDR)

Lieber Kollege Huhn, ich wollte Dich sprechen. Aber du bist grad, wie mir Deine Redaktionskollegin Steuk am Telefon sagte, »auf Kur«. Von hier aus deswegen erstmal »Gute Erholung!« Darf ich Dir sodann mit Alltag kommen? Danke. Du schreibst, hör ich, an einem Buch über Boris Becker, dem Racker, und zwar deß ideologischen Trends, daß der die westdeutsche lohnabhängige Jugend, die, jugendarbeitslos, absolut im Besitz des Zeugs zur sozialen Erregung, durch sein Leistungs- und Erfolgsbeispiel in die Irre führe bezugsweis in deren Klassenkampfkraft schwäche. Lieber Kollege Huhn! Vor ein paar Monaten passierte schon mal ähnlich Unzulängliches. Da differenzierte einer von Euch, der das Haifischsprichwort »Skorbut, aber beißen wollen« nicht kennt, die EG- und die RGW-Unterhaltungsscheiße bis zur siebenten Stelle hinterm Schlagerkomma auseinander. Wir, die westdeutsche Linke, die, seit ihrer marxistisch-leninistischen Majorennität, hinter jedem Eurer zugelassnen Trabis, hinter jeder Eurer gelungnen Zuckerrübenernten steif wie Eischnee steht, und, in die Jahre gekommen, Ernst Busch lauscht und, wenn schon Leichtes, dann aber Bärbel Wachholz, (weißt Du noch, Klaus Ullrich??), wir pfeifen auf diesen pflichtmüden Netzroller-Marxismus/Leninismus .

Kollege Huhn, Du siehst, auf dieser Seite ists eng. Drum dies nur noch: Wir westdeutschen Linken nützen gnadenlos die uns von den hiesigen entwickelten kapitalistischen Freizeitindustrieproduktivkräften zu einem einigermaßen bezahlbaren Preis zur Verfügung gestellten Außenwetter- und Hallenteppich- und -aschenplätze. Jawoll, nicht aus Trauer darüber, daß euer FDGB nicht unsre Neue Heimat aufgekauft und in eine wahrhaft soziale Bindung überführt hat, sondern aus purem Jux dreschen wir die Filzkugel ! Und ad personam Bobele aus Leimen wünschen wir uns nur eins: Daß der Bub schwul sei und rosa Haupthaar trage und daß die an ihm schmarotzenden und ihn aushaltenden Geldegel nervlich da durch müsseten. Da kämen die versteinerten Tennisbälle mindestens mm-weis ins Tanzen, wenn Du weißt, was für eine Partie ich meine. Aber Gaakgaakgrummel über die Dollarpreisgelder und bäh sagen zu Borissens Automobil, so tritratrulalateuer, daß man vom Gegenwerte gewiß neun unmündige Witwen bis ans Lebensende mit Goldbroilern füttern könnte, no, da fällt keine Schaufel um auf Hallig Hooge. Nein, Kollege Huhn, Bücher aus der Hauptstadt oder aus Leipzig über Boris Becker den Jugendverführer oder über »Menschenhandel in der Fußballbundesliga« brauchen wir weder in den zwei souveränen deutschen Staaten noch im besonderen Territorium Westberlin. Mit den dreistesten Bobele-Mißbrauchern rechnen wir selber ab. Das August-Tagebuch, wo ich den ARD-Sportreporter Rauschenbach diesbezüglich fertigmache, ist hiermit auf dem Postwege. Mit sportivem Gruße!

BRAVO RAIMONDO PARI!

Scharlie Kahl, der Rektor des »Bildungszentrums Seekrug« (fünf Mövenminuten südlich von Hohwacht/Ostsee) berichtet mir, daß Sie, Eigner der Lütjenburger »Eisdiele Rimini«, aus Anlaß des Ausklangs der Schlecksaison sämtliches Resteis kostenlos den unter der erzieherischen Obhut Herrn Rektor Kahls stehenden Kindern zur Verfügung gestellt haben. Raimondo Pari, Sie sind ein guter Mensch!

ARM'S HAMBURG

Es war ein Wahlsonntag wie jeder andere. Ich schlief zunächst bis in die Puppen. Sodann setzte ich Wasser für Kaffee auf und ließ (nach dem Bierfurz auf dem Balkon) ein Wannenvollbad ein. Nach vollzogener Gesamtkörperreinigung legte ich letzte Hand an den Denkzettel für die Sozialdemokratische Partei Deutschlands. Es GALt (hoho, ein Wortspiel, und wie mich dünkt von schlechten Eltern eines nicht!) zwei schiefe Kreuzl zu malen, denn wenn ich eins nicht leiden kann, dann ists die Einkesselung von Grundrechthabern, und wenn ein zweites mich zum Murren bringt, so sinds von sozialdemokratischen Hauptleuten angestiftete Polizeivandalen, die, im, die Neue Heimat mal für eine Mark verkaufenden, mal für, ich hoffe doch ein paar Millionen retourerwerbenden, DGB, organisiert, aus den oberen Etagen (damits schön kracht und splittert) von Häusern in der Hafenstraße wertvolles Mobiliar mietverträglicher Leute aufs Pflaster schmeißen.

*

Beir Niederschrift dessen weiß kein Schwein, ob Hamburg Stein auf Stein bleiben wird oder ob es, der an die Erdachse rührenden katastrophalen Stimmenplitterei wegen, das Schicksal Babels teilen muß. Hinter Hamburg im Süden und nördlich vom Flughafen Fuhlsbüttel, westlich vom Volksparkstadion und östlich im Bismarck-Wald – überall lauert, stand by, jener »Aufschwung«, den die Schwarzen »nach Hamburg holen« wollen. Wird man ihn reinlassen, den »Aufschwung«, diesen Liebling der Schwiegermütter, diesen astreinen Kumpl der Mühseligen und Beladenen? Der amtierende Obere der Schwarzen, ein Vierundzwanzigstundengrinser, den sie hier, obwohl er Perschau heißt, Pershing rufen, weil er mal in der Bundeswehr herumkommandiert hat, will ja Hamburg »touristisch erschließen« und eine Weltstadt wie Frisco oder L.A. draus machen. Kein Witz: In mehr »Musicals« sieht dieser (obachtgeben, Bodenwelle!): mediokre Megalomane (merken, d. Szzin) den Aufstieg Hamburgs zum Mahagonny der neunziger. Weil Kalkar, von wegen, und vom Rheinmaindonaukanal hamma nie nix ghört und wer hat dich du schöner Wald und Mümmelmannsberg und Kreuzberg und die Pleite von Wackersdorf und warum ist es am Rhein so schön und so fort und nur Hamburg ist keine Weltstadt, weil das Operettenhaus tut nicht en suite-Musicals spielen. Ichwerddirmaleines sagen, mein lieber Schwan: Weltstadt, WELTSTADT! – das bedeutet, daß die Hunde der Hölle dezibellen, das heißt Wärmestuben, Speicherbrände, Pest, Mundraub, Kidnapping, Terrohr, Anarchie, Ixplouschns an jeder Straßeneckn, unfamous violence, ein agnostisches Rumpldipumpl kurz gesagt, und da werden euch die Ohrwaschl, watschnrot, summen, von den telefonischen Jeremiaden der Kapotthütchen und der Prinz-Heinrich-Mützen, die euch doch in die Zweiundzwanziguhristschlußidylle gewählt haben und nicht ins Tokyotische, und es wird sein wie im Märchen vom Butt und wird ein groß Flehen sein nach dem guten alten Hamburger Pißpott. Und reicht denn das nicht? Nein? Reicht nicht? Hämbörg mast bie Wörldstadt? Von mir aus. Dann geh ich aber zum City-Partner Bergedorf.

Konkret 12/86, S. 72

Pit Wuhrer

Red Wedge

Die britische Rockmusik hat den Geist der Revolte aufgegeben und sich auf das alte sozialdemokratische Parlamentarismus-Spiel eingelassen. Fast die ganze Pop-Prominenz zieht für Labour in den Wahlkampf. Rock für Kinnock

Der dicke rote Pfeil läuft quer über das T-Shirt, von rechts oben nach links unten, und daneben steht in fetten Lettern »KICK over Apartheid«. Alle vier Bandmitglieder tragen die Botschaft vor sich her: *Kev Vara* (Drums), *Andy Mazzei* (Bass), *Kamlesh Patel* (Gitarre) und *Shay Vishawadia* (Synthesizer) rocken ihre Polit-Inhalte in einer Mischung aus Ska, Reggae und Punk in das Publikum. Und damit auch alle mitbekommen, worum es der Band aus Leicester geht, prangt hinter ihnen ein Transparent: »DEFECTOR III: Destroy Apartheid«.

Während die Band eine 35minütige Huldigung an Bob Marley richtet (in memoriam), steht *Vin Gadher* an der Bar. Mit 27 Jahren ist er der Älteste der Gruppe und der einzige, der je einen Job hatte. Die anderen, im Schnitt 23 Jahre alt, haben noch nie eine Fabrik von innen gesehen. Bis auf Andy, dessen Vater aus Italien emigrierte, sind die Eltern der Bandmitglieder in Indien aufgewachsen, später nach Ostafrika ausgewandert, und von dort, als Ugandas Idi Amin den Terror gegen die Asiaten entfaltete, nach England geflüchtet. Schließlich landeten sie in Leicester, der Stadt mit dem größten Anteil an asiatischen Flüchtlingen, und boxten sich dort durch – gegen den Rassismus der Behörden, der Polizei und eines großen Teils der Bevölkerung.

Die Bandmitglieder kennen sich seit 15 Jahren, bildeten früher eine der bekanntesten Straßengangs in den Arbeitervierteln von Leicester. Das Geld für Instrumente mußten sie sich organisieren. »Manchmal übernahmen wir Songs von anderen, aber in der Regel spielen wir heute unsere eigenen – und die sind alle politisch«, sagt Vin. Es sind Songs wie »Race War« (ein Lied über den Rassismus der britischen Medien), »The Workers Manifesto«, »Little Boy« (die Geschichte eines arbeitslosen Jugendlichen, der in der Army landet) oder »Too long«, ein Stück über die Unterdrückung der schwarzen Mehrheit in Südafrika (mit der Textzeile »Raise your fists for the freedom fighters«).

»Defector III« sind nicht die einzige Band in Leicester. »Bei uns gibt es jede Menge Musikgruppen«, erzählt Kev, der Drummer: »Die Jugendarbeitslosigkeit liegt hier bei 60 Prozent und die erhalten alle Arbeitslosengeld.« In der 200.000 Einwohner zählenden Stadt tummeln sich über 300 Bands, die Proberäume suchen, Gigs ausfindig machen wollen und Konzerte planen.

»Defector III« (»die Zahl drei steht für unsere anglo-afrikanisch-asiatischen Wurzeln«) spielen oft, aber meist umsonst. Sie haben Benefiz-Konzerte für die streikenden Bergarbeiter gegeben, die Kampagne »Artists against Apartheid« mitbegründet und ihre Unterstützung sofort zugesagt, als »Red Wedge« ein Konzert in Leicester plante.

Kathie Grusovin sitzt auf dem Boden des spärlich möblierten Büros, welches sich gleich neben dem kleinen Empfangsraum der Walworth Road Nr. 150 befindet – der Zentrale der Labour Partei. Ein kleiner Schreibtisch**,** zwei Telephone, drei Leute und an den Wänden entlang stapelweise Bücher, Plakate, Broschüren und Flugblätter. Mehr braucht es nicht, um zu organisieren, »was es in dieser Form bisher nicht gegeben hat«, wie Kathie Grusovin sagt: Eine linke Allianz vieler Pop-Musiker und Rockgrößen zur Wahlhilfe für die Labour Partei.

Angefangen hat es mit der von *Billy Bragg* unterstützten Labour-Kampagne »Jobs and Industry« und den vielen Benefiz-Konzerten bekannter und unbekannter Gruppen für die streikenden Bergarbeiter. »Red Wedge« entstand, als Billy Bragg seine Künstlerkollegen und -Kolleginnen zur Unterstützung der Labour Partei aufrief: Die Partei stellte flugs ein Büro in ihrer Zentrale zur Verfügung und im Juli letzten Jahres wurde die Initiative auf einer Pressekonferenz im House of Commons begossen.

Also musikalische Hilfstruppen an der Wahlfront? »Nein«, sagt Kathie Grusovin, »Red Wedge ist eine Musikerinitiative, keine Kulturabteilung der Labour Partei, obwohl Neil Kinnock das gerne hätte.« Das Büro befinde sich nur vorübergehend in der Walworth Road, ergänzt sie, und die Entscheidungen würden von den Musikern getroffen – »im Gegensatz zu Rock Against Racism Ende der 70er Jahre, als die Socialist Workers Party die Kampagne im Griff hatte und die Musik nur als Untermalung benutzte.« An diesem Mißverhältnis sei Rock Against Racism schließlich auch gescheitert – immer mehr Musiker hätten ihre Mitarbeit aufgekündigt.

Außerdem besteht Red Wedge nicht nur aus Rockmusikern – obwohl von Paul *Weller* (Style Council) und Billy Bragg über *The Communards, Junior Giscombe, Tom Robinson, Lloyd Cole And The Commotions* bis hin zu *Stephen Duffy, Sade, Working Week, Madness* und *Defector III alle* mitmachen, die in den Charts und der linken Szene Rang und Namen haben. Da gibt es auch Theatergruppen, Video-Teams, Designer und Presseleute, Kabarett-Künstler und Pantomimen, die sich Red Wedge angeschlossen haben. Eine neue Symbiose von Pop und Politik. Jedes Konzert ist bisher ausverkauft gewesen, über 7.000 Leute haben sich bisher auf die Informationsliste setzen lassen. Das Konzept ist denkbar einfach: bei ihrer ersten Tour durch sechs Großstädte (die Musikmetropolen London, Liverpool und Glasgow wurden ausgelassen) haben Paul

Weller, Billy Bragg und drei bis vier andere Bands den Abendtermin bestritten und nachmittags mit lokalen Gruppen im Musikprogramm ihr Engagement für die Labour Partei erklärt.

»Während der Abend-Gigs sind auch die örtlichen Unterhausabgeordneten anwesend«, erzählt Kathie Grusovin, »die stehen dann im Foyer herum, und wissen nicht so recht, was sie mit den vielen Kids reden sollen. Ihr Organisations- und Diskussionsstil ist noch der der 30er Jahre.« Immerhin: Die Gewerkschaftsveteranen haben gemerkt, daß sich was geändert hat.

Die Eintrittskarten sind billig – zwischen neun und zwölf DM für vier bis sechs nationale Top-Bands, Arbeitslose zahlen die Hälfte. »Die Partei hat uns einen Kredit gegeben, den wollen wir zurückzahlen, und wir wollen auch möglichst bald hier raus«, sagt Kathy, die selbst arbeitslos ist und die Organisationsarbeit übernommen hat, »weil das besser ist, als an Straßenecken herumzuhängen.«

»Wenn man heute Jugendliche fragt, was sie mit dem Begriff 'Sozialismus' verbinden, kommt eigentlich immer die gleiche Antwort: Langeweile.« Für Rockstar Billy Bragg war diese Erfahrung Auslöser für seine Aktivität – Labour-Führer Neil Kinnock, ohnehin auf der Suche nach einem neuen Image für die alt-ehrwürdige Gewerkschaftspartei, hat den neuen Stil erkannt. Peter Mandelsons Berufung zum Mediensprecher der Partei (Mandelson war vorher TV-Moderator) zeigt die Richtung. Während eines Nachwahlkampfes fuhr ein Lautsprecherwagen durch Brecon mit Sprüchen wie: »Die Labour Partei ist eine Spaß-Partei, die Partei der guten Zeit! Kommt und vergnügt Euch!« »Die Partei ist sehr modisch, sehr zeitnah«, erklärte Mandelson gegenüber der liberalen Tageszeitung »The Guardian«: »Das Image war noch nie so gut.«

Die meisten Red Wedge Musiker lehnen diesen Stil nicht ab, aber die Inhalte, die sich dahinter verbergen. »Wir behaupten nicht, daß Labour die richtigen Antworten weiß, bei weitem nicht«, erklärte Paul Weller zu seinem Engagement, »aber wenn es eine Wahl zwischen Labour und der Thatcher-Gang (oder den Sozialdemokraten) gibt, stellt sich die Frage eigentlich nicht mehr.« Andere haben sich ihre Beteiligung an Red Wedge ebenfalls lange überlegt. Der Soul-Musiker Junior Giscombe in einem Interview mit der Zeitschrift »New Musical Express«: »Wenn du von mir verlangten würdest, auf die Bühne zu gehen, um Mitglieder für die Labour Partei zu werben, würde ich glatt Nein sagen. Die Labour Partei unternimmt in vielerlei Hinsicht noch viel zu wenig, zum Beispiel für die schwarzen Jugendlichen.« Seine Unterstützung gilt der breiten Allianz von Thatchergegnern, die nichts anderes verbindet, als die vage Vorstellung, daß über die Mobilisierung der Jugendlichen für Labour die Verhältnisse in Bewegung geraten könnten.

Vin Gadher von Defector III ist ebenfalls nicht gut auf Kinnock zu sprechen: »Seine Haltung gegenüber den Bergarbeitern war verheerend und was er mit Liverpools Militanten macht, ist Scheiße. Da stehe ich der linken Opposition viel näher. Aber es gibt keine Alternative zu Labour.«

Pate der neuen Verbindung von Pop und Politik (»Wir wollen der Labour Partei zum Sieg verhelfen, sie aber auch verändern«, Vin Gadher) war Bob Geldof, dessen Live Aid-Initiative – paradoxerweise – im Namen der »Menschlichkeit« die Hungersnöte in Afrika entpolitisierte und gleichzeitig – ebenfalls im Namen der »Menschlichkeit« – die Popmusik politisierte.

Es ist fast schon rührend, Popstars wie *Jimmy Sommerville* oder *Sarah-Jane Morris zu* erleben, wie sie sich in endlosen Debatten für ein Labour-Votum einsetzen. Da gibt es keine Parallele mehr zu den macho-gestylten, lederbekleideten Rockrebellen und deren Drogen-Bohème. Die »Revolte« wurde aufgesogen, von der Unterhaltungsindustrie weltweit vermarktet. Die machte aus den Gegen- und Subkulturen Verkaufshits. Die Plattenfirmen zogen den Nutzen aus dem widersprüchlichen Image und dem Konsumismus, welcher zugleich auch die Grundlage der Hard-Rock-Rebellen darstellt.

Denn Rockmusiker, darauf hat einer der wenigen Konservativen in der britischen Rock-Szene, »Police«-Manager *Miles Copeland,* ständig verwiesen, sind Kleinunternehmer, die ihren Erfolg mit harter Arbeit und Unternehmerrisiko rechtfertigen. Auf dem Markt ankommen, akzeptiert werden und überleben – so gesehen ist der Wohlstand der Erfolgreichen »verdient«. Nach Live Aid sind die gängigen Rechtfertigungsschemata der Erfolgsmusiker durcheinander geraten. Werde so reich wie möglich – dieser alte, nur hinter vorgehaltener Hand geäußerte Slogan der »Rebellen«, gilt als zynisch und unmoralisch. Im derzeitigen gesellschaftlichen Kontext und der generellen Stimmung (»politische Songs sind voll im Trend«, sagt Shay Vishawadia von den Defectors) agiert man verantwortlich, wenn man soziales Gewissen zeigt und das kapitalistische Profitinteresse ablehnt. In dieser Atmosphäre war es für die Red Wedge-Organisation ein Leichtes, weitere Gruppen in die Kampagne für Labour einzuspannen.

Red Wedge zielt auf die Jugendlichen, die von Thatchers Regime besonders hart getroffen werden, aber mit dem widersprüchlichen und nebulösen Labour-Programm wenig anfangen können. 1988, wenn im Frühjahr voraussichtlich die nächsten Parlamentswahlen stattfinden werden, sind rund 5 Millionen aus der Generation der 18-25jährigen wahlberechtigt. Während Labour bis 1979 auf die Stimmen der Jungwähler vertrauen konnte, brach danach die quasi selbstverständliche Allianz zusammen – ein Trend, der sich 1983 fortsetzte. Bei Thatchers Wiederwahl stimmten 42 Prozent der Jungbürger unter 25 für die Tories, nur 41 Prozent wählten Labour. Seither hat das Pendel zwar wieder

zurückgeschlagen, aber die Führung der Labour Partei weiß inzwischen, daß ihr Image bei den Jugendlichen nicht gut ist und daß sie sich etwas einfallen lassen muß, um die Kids zurückzugewinnen.

Red Wedge kommt da gerade recht und paßt gut in die Veränderungen, die derzeit innerhalb der Partei ablaufen. Das sozialpolitische Konzept des (inzwischen abgeschafften) Greater London Council (GLC) spielt in der Partei eine immer größere Rolle. Im GLC hatten Jugendliche, Frauenkomitees, Friedensgruppen, Anti-Apartheid-Initiativen, Schwule, schwarze Selbstverteidigungsorganisationen und andere einen Ansprechpartner, der reagierte. Auch politische Musikgruppen fanden beim GLC gehör. Mehr noch: Der GLC und die anderen Metropolitain Councils förderten nicht nur Musiker, die ohnehin bekannt waren und eine feste Fan-Gemeinde hatten, sondern unterstützten auch die, die auf der Suche nach Studios, Proberäumen und Auftrittsmöglichkeiten waren, Gruppen und Labels also, die sonst auf dem Unterhaltungsmarkt keine Chance haben.

Red Wedge hat die notorische Abneigung der Musiker gegen jede Art von Organisation überwinden können. Der Initiative gelang es auch, Einfluß auf die vorbereitenden Beschlüsse des Labour-Wahlprogramms zu nehmen und die Förderung unabhängiger Labels durchzusetzen.

Aber wird dadurch irgendwer politisiert? Ist die Initiative mehr als nur Hintergrundmusik für einen ehrgeizigen, jungdynamischen Premierkandidaten im Stile des gekippten BRD-Kanzlers Helmut Schmidt?

Natürlich könnten sie die Politik der Partei nicht von heute auf morgen ändern, argumentieren die Red Wedge-Initiatoren. Allerdings waren die Wahlsprüche von Red Wedge während ihrer ersten Tour der Entwicklung eines sozialistischen Bewußtseins auch nicht gerade förderlich. »Volkskapitalismus – Wählt Labour, wir stellen die bessere Show auf die Beine«, ein Slogan, der kaum mehr darstellt als eine Variante sozialdemokratischer Mittelstandsförderung.

Defector III, die Asiaten-Band von Leicester, war mit den *Redskins* eine Woche auf BRD-Tour. Die Redskins haben als einzige populäre linke Band eine Beteiligung an Red Wedge abgelehnt – vermutlich deswegen weil sie als Mitglieder der trotzkistischen »Sozialistischen Arbeiter-Partei« entsprechende Order erhielten: Die SWP verfolgte schon bei Rock Against Racism eine Politik, bei der Inhalte mehr galten als der Unterhaltungswert.

Die Defectors haben bereits mehrere Konzerte zugunsten ihres militanten Labour-Kandidaten *Keith Vez* hinter sich. Die Band beschränkt sich allerdings nicht auf Gratis-Gigs. Sie lebt in der Ghetto-Gemeinschaft; die Mitglieder zeigen anderen arbeitslosen Jugendlichen, wie man Musik macht. »Wenn Labour erst mal die Mehrheit hat, geht's richtig los«, meint Kamlesh Patel, »dann fordern wir unseren Tribut.«

Konkret 12/86, S. 80

Franz Lerchenmüller

Kein Kraftwerk der Gefühle für den kalten Krieg

Tschingis Aitmatow, ein Schriftsteller zum Liebhaben?

Aitmatow – Korrekturen über einen Autor.

Und warum nicht Rasputin? Trifonow? Die Strugatzkis? Stattdessen und genausogut?

A. soll es sein, A. stellt für bundesdeutsche Leser derzeit den Inbegriff zeitgenössischer Sowjetliteratur da. A. »liegt vor«, fast vollständig übersetzt, A. »verkauft sich« – »Dshamilja« erreicht bereits eine Auflage von 162 Tsd.- und A. »kommt an«. Ausgerechnet A. – der über Pferde, Kamele und Landarbeit schreibt, über den Sturm, die Steppe, das Meer. Wie kommt es, daß einer damit Erfolg hat in einem Land, dessen Bewohner ihr Leben weit eher nach Dienstplänen, Bausparverträgen und Kantinenspeisekarten ausrichten, als nach dem Wechsel der Gezeiten, nach Wind, Sand und Sternen? Dafür müssen Gründe zu finden sein. Oder liegen Mißverständnisse vor? Ist der A., der ankommt, etwa nur der halbe?

Daten. Futter fürs Archiv. Tschingis Aitmatow stammt aus Kirgisien, jener gebirgigen Republik im Süden der Sowjetunion an der Grenze zu China und lebt auch heute dort, in Frunse. Geboren 1928, verlor er mit acht Jahren seinen Vater, Parteifunktionär seit der Revolution, durch die damaligen Säuberungen. Er wuchs bei der Großmutter auf, wurde mit 15 Sekretär des Dorfsowjets, studierte nach dem Krieg Landwirtschaft und Veterinärmedizin und arbeitete von 1953-1956 als Fachmann für Herden im Viehforschungsinstitut Kirgisiens. Nach ersten Veröffentlichungen trat er 1956 für zwei Jahre ins Moskauer Gorki-Institut ein. Seitdem ist er Schriftsteller von Beruf. Er sitzt in der Redaktion von »Nowyj mir«, schreibt kirgisisch und russisch und ist, was Auflage und Bekanntheitsgrad angehen, in der UdSSR einer der meistgelesenen Autoren. Daten.

Futter fürs Archiv? – Von wegen. Der Stoff, aus dem die Bücher sind.

DER HEIMATDICHTER

A.s Bücher spielen in Kirgisien. Dortige Traditionen und Bräuche werden geschildert, alte Reiterspiele beschrieben, von den Ahnen ist viel die Rede, gelegentlich sogar von Gott, und immer wieder werden Sagen und Mythen erzählt.

Nun ist bekannt, daß westliche »Experten« in aller Offenheit dazu raten, Islam und Nationalbewußtsein in Turkestan, zu dem Kirgisien gehört, zu fördern und irgendwann als Sprengstoff gegen das sowjetische System zu nutzen. Kommt A. da gerade recht: als romantischer Beschwörer einer untergegangenen Kultur, als asiatischer Märchenerzähler, Sänger der Steppenreiter, der nationalistische und separatistische Sehnsüchte kitzelt?

Diese Rechnung geht nicht auf. A. ist kein chauvinistischer Provinzpoet. Sein Festhalten an nationalen Eigenheiten und Überlieferungen gründet nicht in nostalgischer Erinnerung an eine gute, alte Zeit. Er weiß um die Rückständigkeit, auch Dummheit und Brutalität des Volkes vor und in der Zeit nach der Revolution und beschreibt diese quälend genau in »Der erste Lehrer«. Die Revolution steht nie in Frage, auch nicht die Eingliederung Kirgisiens in die UdSSR.

A. geht es beim Erzählen der alten Geschichten um das Festhalten der Geschichte. Denn er, der Internationalist, ist überzeugt, daß nur der, der sich seiner Geschichte umfassend vergewissert hat, den Blick frei und scharf behält für die Gegenwart und die Zukunft.

DER NOSTALGIKER

A. erzählt immer wieder von Kindern, vom Wetter und den Jahreszeiten, von hart arbeitenden Menschen, vom Leben auf dem Dorf oder in abgeschiedenen Einöden. Seine meist überschaubar gegliederte Welt schildert er in einer klaren, einfachen, manchmal feierlich überhöhten Sprache, in kurzen Sätzen und zahlreichen Rückblenden. Spott und Ironie sind nicht seine Sache: Nach der Lektüre des ersten wirkte jedes weitere seiner Bücher vertraut.

Liegt es an dieser Mischung von uns längst fremdgewordenen Inhalten und ungewohnt eindringlicher Sprache, daß man so schnell ganz eintaucht in die Welt der weiten Steppen Kirgisiens, oder auch beginnt, sich hinwegzuträumen in die eigene Vergangenheit, die abgemähten Felder des Nachkriegsallgäus etwa? A. weckt Sehnsüchte nach Kindheit und läßt vergessene Gesichter auftauchen. Aber wer es damit bewenden läßt, die Erzählungen zu verschlingen und während der Lektüre in ihnen mitzufiebern, der nutzt nicht aus, was A. hergibt: Denn der kann weitergedacht werden; der ist auch da aktuell, wo er Vergangenes beschreibt. »Der Weg des Schnitters« etwa, dieses großartige Stück Literatur, das – wie A. von einer guten Erzählung einmal verlangt hat – einen nach dem Lesen nachts nicht schlafen läßt. Es ist die Geschichte des Krieges, aller Kriege und der gewöhnlichen, furchtbaren Schrecken abseits der Front: Eine Frau verliert ihren Mann. Auch ihre Söhne müssen gehen und kommen nicht mehr zurück.

Ein »erschütterndes Zeitbild aus der Sowjetunion des 2. Weltkriegs« also, dieses schmale Buch? Mehr: Eine Klarstellung. Eine notwendige Antwort auf Jewtuschenkos inzwischen allzu abgedroschene rhetorische Frage: Glaubst du, ein Volk, daß diese Geschichte 20 Millionen Mal durchlitten hat, und das die Erinnerung an den Schmerz immer noch lebendig hält – glaubst du, die Russen wollen Krieg?

DER GEFÜHLSGIGANT

»Wann haben wir die Fähigkeit verloren, den einfachen Menschen so zu achten, wie Lenin es tat?« – A.s Helden sind einfache Leute, die irgendwann über sich hinauswachsen wie der »unverbesserliche gute«, klägliche alte Mommun, der, als er von seinem rasenden, saufenden, bestechlichen, prügelnden Schwiegersohn Oroskul daran gehindert wird, seinen Enkel rechtzeitig von der Schule abzuholen, zum ersten Mal im Leben aufmuckt und alles stehen und liegen läßt (»Der weiße Dampfer«). –

Mutige, hilfsbewußte Nachbarinnen, bedächtige Vorsitzende, verantwortungsbewußte Arbeiter schildert A. – oder aber gewissenlose Schurken, karrieregeile Jammerlappen und abstoßende Kriminelle. Er bringt Ordnung in die Verhältnisse und läßt keinen Zweifel: natürlich gibt es Gut und Böse, natürlich kann man Gerecht und Ungerecht voneinander unterscheiden.

Seine Bücher sind voll vom »Ewig-Menschlichen«, nach dessen Quantität sich für hiesige Feingeister allemal die Qualität von Literatur bestimmt: Liebe, Verzweiflung, Abschied, Eifersucht, Tod.

Gegen emotionale Serienware, gegen Betroffenheit, Wehleidigkeit, Zuneigung stehen seine Archetypen von Gefühlen: Schmerz. Glück. Haß. Dein ist mein ganzes Herz, Dshamilja.

Wäre dieser tief menschliche, menschlich tiefe A. der ganze – die westliche Literaturkritik hätte ihn längst in den Rang des unsterblichen Schreibgottes erhoben. Doch da der Dichter noch eine weitere, für Literaturästheten eher garstige Dimension hat: er ist politisch, – rezensiert sie eher zurückhaltend.

Schon die Helden früher Erzählungen, die Jugendlichen aus »Frühe Kraniche« etwa, wissen genau, für welche Gesellschaft sie sich abrackern – auch wenn sie darüber nicht viel Worte verlieren. Später schreibt A. dann zwei Bücher, die ganz ausführlich und direkt politische Themen behandeln: »Abschied von Gülsary« spielt in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg. Der allherrschende Mangel hat den revolutionären Eifer früherer Jahre erstickt; verständnislose, dem Volk entfremdete Bürokraten sind an die Macht gekommen; es fehlt an Futter, Baumaterial und Essen – aber von den arbeitenden Menschen werden Höchstleistungen verlangt; leere Selbstverpflichtungsrituale und hohles Pathos sind an die Stelle früherer Diskussionen getreten. Fast alles, was produziert wird, nimmt der Staat.- Einer, der diese Entwicklung nicht wiederspruchslos hinnimmt, der aufbrausende Hirte Tanabai, Kommunist der ersten Stunde, wird, trauriger Tiefpunkt, aus der Partei ausgeschlossen. Genauso schonungslos bilanziert A. in »Ein Tag länger als ein Leben«, mit welch sinn- und haltlosen Beschuldigungen Menschen zu Beginn der 50er Jahre in der Sowjetunion »weggesäubert« wurden und wie hilflos dem ganze Familien ausgeliefert waren.

Einer, der so souverän Fehler und schlimme Perioden der eigenen Geschichte aufgreift, ohne als Konsequenz das ganze System zu verteufeln, ist für das Personal des Kalten Krieges im Westen natürlich ein Ärgernis.

DER TIERFREUND

Wie erleben zwei Wölfe das Eindringen des Menschen in ihren Lebensraum in der Savanne Mojun-Kum, schließlich dessen Zerstörung, gipfelnd im Abschlachten von Antilopenherden mittels Hubschrauber und Maschinengewehren zum Zweck der Erfüllung der Fleischquote des Fünfjahresplans?

A. liebt die Natur; wie Angehöriger alter Stämme fühlt er sich tief mit Land und Tieren verbunden: die Steppe lebt, Füchse und Falken leben und auch der Mensch hat daneben seinen Platz. Doch wenn er beginnt rücksichtslos zu rauben und zu töten, zerstört er dieses ausbalancierte Miteinander – und löscht dabei sich selbst aus: das was gut in ihm ist.

Den Prozeß einer solchen Verrohung und Brutalisierung zeichnet A. in »Die Träume der Wölfin«, einer nervösen, grellen dann wieder ruhigen und erhabenen Novelle. Wie eine moderne Version der Rede des Indianerhäuptlings Seattle liest sie sich, wie eine große Anklage menschlicher Dummheit, Raffgier und menschlichen Überlegenheitsdünkels .

Anders als jene aber birgt »Träume der Wölfin« sehr konkreten politischen Zündstoff: Denn mit seiner Forderung, die Natur nicht mehr bedingungslos den vermeintlichen Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft zu unterwerfen, gerät A. in Widerspruch zu der Maxime sowjetischer Politik, unbedingt mitzuhalten beim Kampf der beiden Systeme, welches seinen Bürgern mehr Elektrizität, Fleisch oder Ferienhäuser zu bieten vermöchte. Müßte doch eine soziale verfaßte Gesellschaft – in einer anderen als der gegenwärtigen Weltlage ein Gemeinplatz – ihre Qualität anders unter Beweis stellen wollen; müßte doch in ihr eine andere Reihenfolge der Wichtigkeiten gültig sein. Daß darin aber dann – ginge es nach dem

Vorstandsmitglied des sowjetischen Schriftstellerverbandes, A. – an oberer Stelle die Forderung nach friedlicher Koexistenz von Mensch und Tier ihren Platz finden würde – Karl Marx hätte es sich wohl nicht träumen lassen.

A. zu lesen, »schöne Literatur« – ist das, wie die Internationale zu singen? Schadet nicht und gibt ein gutes Gefühl; liefert das emotionale Unterfutter zur kalten, tristen Theorie?

A. zu lesen, das hilft, im ermüdenden Einerlei der politischen Arbeit von Tagesordnungen und Diskussionspapieren nicht aus den Augen zu verlieren, worum es bei dem Ganzen letztendlich geht: um lebendige Menschen; um ihr Recht auf Glück.

Und das ist mehr als linker .

Bibliographie

der in der BRD erhältlichen Werke

- »Dshamilja«, Suhrkamp (24,80 DM)
- »Abschied von Gülsary«, Unionsverlag, (24, – DM)
- »Du meine Pappel im roten Kopftuch<, Unionsverlag (19,80 DM)
- »Der erste Lehrer«, Weismann/Frauenbuchverlag (16,80 DM)
- »Frühe Kraniche«, Fischer (6,60 DM)
- »Der Junge und das Meer«, Bertelsmann (24, – DM) und Rowohlt (5,80 DM)
- »Meinst du, die Russen wollen Krieg?«, Pahl-Rugenstein (18, – DM)
- »Ein Tag länger als das Leben«, Fischer (12,80 DM)
- »Die Träume der Wölfin«, Unionsverlag (16,80 DM)
- »Der Weg des Schnitters«, Weismann/Frauenbuchverlag (18, – DM)

Konkret 12/86, S. 85

Hermann L. Gremliza

Erinnerungen an Hartmut Schulze

Er hat mir erzählt, woher er kam. Wir gingen ein Stück miteinander. Ich habe gesehen, wohin er sich wandte. Als er starb, hatten wir uns lange nicht mehr gesprochen.

Es war Herbst 1974. Er kam von der Uni, wo er nicht so sehr Germanistik studiert als im Hamburger Audimax über die Verbindungen des RCDS mit neuen Nazigruppen aufgeklärt und in Bonn als Vorstandsmitglied des MSB Spartakus die »Roten Blätter« redigiert hatte. Er war gerade mit dem Entschluß nach Hamburg zurückgekehrt, es nun erst einmal genug sein zu lassen mit der Politik und das tinum nachzuholen, da erschien die erste Ausgabe des neuen KONKRET. Ich weiß nicht mehr, wie er hereinkam und was er sagte, nur noch, daß er blieb – blitzgescheit, tüchtig, engagiert bis zur Verbissenheit. Ein besserer Beobachter, als ich es bin, hätte in ihm schon nach Tagen den ersten Redakteur des neuen Verlages erkennen können, der er ein halbes Jahre später sein würde.

Er war Kommunist. Nicht irgendwie, so mit dem Herzen links, sondern richtiggehend: ein Mitglied der kommunistischen Partei. Als er fünf Jahre später aus der DKP austrat, tat er das nicht, um irgendwie, so mit dem Herzen, ein womöglich besserer Kommunist zu werden, sondern um kein Kommunist mehr zu sein. Viele haben das nicht begriffen. Auch ich nicht. Etwas anderes schon: daß er diesen Schritt nur tun konnte, weil er nicht von ihm verlangt wurde, er ihm eher als ein Akt der Auflehnung erscheinen konnte als einer der Unterwerfung. Wie breit er grinste, als ich es ihm auf den Kopf zusagte. »Ach, das weißt du auch?«

Dazwischen lag unsere KONKRET-Zeit, die Jahre bis 1980. Die Sätze, mit denen er im Oktober 1976 die Titelgeschichte »Die Erde wird rot« schloß, kommen mir wie meine eigenen vor: *Die Führungsmacht, die immer größere Schwierigkeiten hat, sich selbst zu führen. Die nicht weiß, was sie mit ihren Arbeitslosen tun soll, seit sie kein Korea oder Vietnam mehr hat, wo sie verbluten könnten. Die keine neuen Kolonien mehr findet, in die sie den Dreck, den Hunger, das Verbrechen und die Verzweiflung ihrer Slums exportieren könnte. Eine Führungsmacht, die zwischen totalitären Weltherrschaftsplänen und Anarchie taumelt. Ihre Städte kann sie nicht mehr verwalten. Dafür kann sie etwas anderes: Die Welt in die Luft sprengen. Es dahin nicht kommen zu lassen, ist für die nächsten Jahrzehnte die wichtigste Aufgabe sozialistischer Politik.* Über diesen Gedanken, der unsere Arbeit bestimmte, war bis zum Schluß kein Dissens. Woran er zu zweifeln begann: ob diese wichtigste Aufgabe seiner Mitarbeit so dringend bedürfe, daß er ihr seine Träume von einem schöneren Leben opfern sollte.

Er wechselte vom engen Politikressort, dem Umgang mit sterbenslangweiligen Parteigeschäftsführern, in die bunte Kultur, wo zwischen Grass und Kroetz und Böll und Walser zwar nicht Anderes, aber doch anders gedacht wurde. Er brachte von einem Gespräch mit Volkmar Sigusch den Einfall mit, ein Sonderheft SEXUALITÄT KONKRET herauszugeben. Wie süchtig fast suchte er Bekanntschaft mit interessanten Leuten. Er freundete sich mit Inge Feltrinelli an, die sich damals am Neuen Konkret Verlag beteiligte, und mit ihrem Hamburger Vertreter Hans Huffzky, der auf einem Alstergrundstück wohnte und – ja, das gabs – doch Kommunist war. Dieser alte Herr bereitete dem jungen Freund eine Pointe, die weit mehr war als der Gag, den wir darin sahen, als Hartmut sie erzählte: In seinem Testament hatte Huffzky sein Auto dem Genossen Schulze zugedacht und, als Hartmut aus seiner Partei austrat, dies Vermächtnis widerrufen. Kurz darauf starb Hans Huffzky und machte Hartmut zum ersten und einzigen Menschen, der für das Verlassen der DKP mit dem Entzug eines weißen Porsche bestraft wurde. Das Leben ist keine Kiste, auf der »Vorsicht Glas« und »Hier oben« draufsteht.

Noch schrieb er (»Tote Hosen aus Satin« - 1979) Sätze wie diese über die »Disco-Kultur«: *Die Verfügung über Köpfe und Körper kann funktionieren, weil sie an den Bedürfnissen ihrer Objekte ansetzt: am Sex und am Drang, aus monotonem Alltag, aus Isolation auszubrechen. Indem sie diese wirklichen Bedürfnisse entgegen ihrem Versprechen nicht einlöst, aber das Versprechen durch die Befriedigung falscher Bedürfnisse, die sie erst produziert, aufrechterhalten kann, setzt sich die Disco-Mode durch und fort.* Was aber sind falsche Bedürfnisse? Und war nicht auch das falsche Bedürfnis ein wirkliches? Das Bedürfnis nach großzügigem Wohnen, nach schicken Klamotten, bekannten Bekannten? Nach Welt? Der immer gewohnt war, sich dieses befriedigen zu können, und nicht zuletzt daraus die Kraft zog, bei der Sache zu bleiben, so grau und öde sie auch oft erschien – wie sollte er dem Jüngeren einen Verzicht predigen, der keine Zukunft versprach als die Erfüllung richtiger Bedürfnisse anderer?

1980 ließ ich mich von ihm überreden, die Jugendzeitschrift TWEN neu zu gründen, mit ihm als Chefredakteur. Es war die Zeit der »neuen deutschen Welle«, die mit dem Versprechen köderte, einmal fröhlich dabeisein zu können, ohne sich dafür gleich schämen zu müssen. Endlich eine »neue« Kultur, rotzig und geil, wie es hieß, und um des schmutzigen Wortes willen vielleicht ja auch ein kleines bißchen subversiv. Und immerhin fünf Jahre bevor es der Jahreszeiten-Verlag merken und auf »Tempo« machen würde. Als Hartmut seine Nullnummer präsentierte, trennten wir uns. Ein halbes Jahr später war es mit TWEN vorbei und sollte es mit KONKRET noch einmal losgehen: Manfred Bissinger kam und brachte Hartmut

Schulze mit, als Kulturredakteur. Es wurde ein trauriges Nachspiel. Die Welt von KONKRET blieb kleiner, enger, grauer, als Hartmut sich das gewünscht hatte. Nur einmal noch fanden wir beide den gleichen alten, harten Ton: in der Abwehr der trällernden Friedenstauben und -täuberiche, die das Stadion auf dem Heiligengeistfeld vollmachten. *Diese Bewegung, jedenfalls ihre Kulturabteilung, ist so bewußtlos, daß sie nicht mal die Forderung nach nuklearer Abrüstung im Namen führen will. Die »Künstler für den Frieden« könnten, wenn sie noch ein bißchen üben, auch auf einem Bonner-Kanzlerfest aufspielen {Peter Schütt muß ja nicht unbedingt mitkommen, von wegen Verfassungsschutzbericht).*

Zwei Jahre später zog Bissinger weiter, nach ihm auch Hartmut – erst zu Zweitausendeins, dann, endlich, zum »Spiegel«, in jene große Welt, deren stickige Enge einst verlassen zu haben ich ihm oft die glücklichste Entscheidung meines Lebens genannt hatte. Wie es ihm dort erging, weiß ich nicht. Wir sahen uns nicht mehr. Jetzt scheint mir, als hätte ich die Hoffnung doch nicht ganz verloren gehabt, eines Tages, auf dem Rückweg, wieder ein Stück mit ihm gehen zu können.

Konkret 12/86, S. 86

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Was ich an Strauß stets bewundert habe, ist seine Fähigkeit, tagaus, tagein die verbotensten Gesichter um sich zu ertragen: das vom Tandler, das vom Stoiber – und rasieren muß er sich ja auch. Als er sich nun sagte, daß genug genug sei und ihm beim Anblick des Hans Maier die Sinne schwänden, war auch ich ein wenig enttäuscht, wurde aber durch die Enttäuschung anderer reichlich entschädigt:

»Ich bin erschrocken«, befand ausgerechnet das ehemalige DKP-Mitglied und »Kir Royal«-Protagonist Franz Xaver Kroetz, »weil ich davon überzeugt bin, daß wir dem moderaten, liberalen Kultusminister schon bald bitter nachtrauern werden.« Auch der Schriftsteller Rainer Kunze griff ganz hoch: »Wenn ich zwölf Sprachen könnte, hätte es mir alle zwölf verschlagen.«

Da er aber keine kann, hat es ihm nicht eine verschlagen. Noch komischer ist freilich der ehemalige Kommunist, der dem Retter des »koimenden Lébönns« bitter nachtrauern zu werden überzeugt ist. Aus diesem Anlaß eine Frage an seine einstigen Genossen: Wie viele solcher Weichmänner habt ihr noch abzugeben? Damit wir gewappnet sind, wenn der Strauß wieder einmal schwach wird und die Visage des moderaten, liberalen Kanzlers nicht mehr sehen kann.

Auch wenn sich die »Frankfurter Rundschau« nur der Gemeinwirtschaft annimmt, meldet sich der genius loci:

Was du ererbt von deinen Vätern, erhalte es und mehre es – dieser Rat gilt dabei aus gutem Grund nicht mehr.

Es irrt der Mensch, solang er strebt. Was man nicht weiß, das eben brauchte man, und was man weiß, kann man nicht brauchen. Ich finde nicht die Spur von einem Geist, und alles ist Dressur. Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an: Das also war des Pudels Kern! Und wenn du einen Büchmann schaust, Wolf Gunter Brüggmann, erwirb ihn, um ihn zu besitzen.

Ohne Rücksicht auf Verwandte:

Daß das Tötungsverdikt von den Befürwortern des frei verfügbaren Schwangerschaftsabbruchs verleugnet wird, ist keineswegs eine Belanglosigkeit, die vernachlässigt werden kann. Sie hat vielmehr zu einem besonders gearteten Umgang mit den psychischen Reaktionen von Frauen und Männern geführt, die Schuldgefühle, verbotene Phantasien und aggressive Träume mit einem Schwangerschaftsabbruch haben. Diese psychischen Reaktionen wurden nach der gesellschaftlich wohl etablierten Manier als unliebsame Nebenfolgen mit dem Status der privaten psychischen Störung ausgegrenzt.

Hier schreibt der Medizinsoziologe-Professor Gerhard Amendt. Er meint, daß Leute, die für die Streichung des Paragraphen 218 eintreten, die psychischen Folgen einer Abtreibung häufig herunterspielen. Ich meine: Daß die deutsche Sprache von den Befürwortern des Medizinsoziologischen verleugnet wird, ist keineswegs eine Belanglosigkeit, die doppelt genäht werden muß und deshalb nicht vernachlässigt werden kann. Sie hat vielmehr zu einem besonders gearteten Umgang mit den physischen Reaktionen von Lesern und Leserinnen geführt, die grüne Pickel, Magengeschwüre und Dünnpfiff bei solcher Lektüre bekommen. Diese physischen Folgen werden nach der wissenschaftlich wohl etablierten Manier als unliebsame Folgen mit dem Status einer Hypochondrie dem Sprachkritiker angelastet.

Ich bin gewiß ein richtiger Friedmensch, aber für diesen Satz aus einem »Spiegel«-Essay:

Je mehr also Krieg vom klassischen Zeitvertreib der Männer zum durchrationalisierten Dienstleistungsbetrieb. . . wird. . .

würde ich der Autorin C. Stephan schon gern eine passende Strafe aus dem preußischen Militärgesetzbuch heraussuchen, nur zum Pass letemps. Wiewohl an ihr auch die bestgemeinte Bastonade verlorene Liebesmüh wäre, denn immer wieder wird »Radio Bremen 2 kulturell« ankündigen:

Eine Reise nach Verdun

Von Cora Stephan

Die Reise nach Verdun ist eine Reise zum Mythos. Der Wald, der die Spuren der Schlacht wohltätig zu verdecken scheint, gibt sich zugleich preis...

Unappetitlichkeit ist nicht heilbar.

Alternative Geschichtsschreibung in der »Tageszeitung«:

Die Väter des 1900 gegründeten DFB frönten nach dem »Schmachfrieden« von Versailles einem patriotisch-völkischen Denken. Sie erhoben kurzerhand den Fußball zur »zuchtvollen Schule männlicher Charakterbildung und kämpferischen Siegeswillens«, was dem »deutschen Wesensinhalt« entspreche (so der DFB-Spitzenmann Ludwig Albert 1913),

also ein Jahr vor dem Krieg, an dessen Ende der »Schmachfrieden« stehen würde. Sportreportern sollte es untersagt werden, Kopfball zu spielen.

Kristiane Allert-Wybranietz (Hast du Kummer mit die deinen – dicht' dich einen) begründet eine Lyrik-Schule:

Ich habe jetzt sechs Jahre sehr intensiv als Autorin gelebt, habe engen Kontakt zum Leser entwickelt und natürlich auch viele Briefe mit Fragen und Anregungen bekommen. Daraus habe ich das Bedürfnis nach einem Ratgeber abgeleitet, wie er jetzt entsteht. Und da ich mich jetzt als Autorin fühle, möchte ich meine Erfahrungen weitergeben.

Nach der Weimaraner jetzt die Wybranietzer Epoche deutscher Dichtkunst: Es geht voran, solange sich die Lage am Arbeitsmarkt für Büroschreibkräfte nicht bessert. Der Lyrik Schicksal ist in Eure Hand gegeben, Herr Präsident Franke.

Den Spaß an immer mehr Frieden mit immer weniger Waffen schildert »Loyal – Das deutsche Wehrmagazin«:

Die Manöversoldaten wurden von den Bürgern durchweg gelobt, und auch die aktiven Soldaten und Reservisten waren von der Freundlichkeit und dem häufig spontanen Entgegenkommen der Menschen im Manövergebiet sehr angetan. Dabei bedurfte es nicht einmal einer solch demonstrativen Reaktion wie der eines Bauern, in dessen Gehöft Soldaten der »blauen« Seite untergebracht waren. Als diese sich in ihren Stellungen im Feld befanden und plötzlich »Rote« auftauchten, verteidigte er mit seinem Luftgewehr mannhaft sein Territorium. Manfred Wörner registrierte es an seinem 52. Geburtstag mit sichtlichem Vergnügen.

Das ist die Wahrheit. Alles Anderslautende ist gelogen.

Im Gegensatz zu »Loyal« steht »Frontal« im Friedenskampf. Aber die Stimmung in dieser Truppe ist nicht weniger bombig als in jener:

Das war ja ein schöner Sommer! Hatten wir eigentlich vor, eine ruhige Kugel zu schieben, kam uns dann doch einiges dazwischen. Zuerst entschlossen wir uns, kurzfristig ein kostenloses Sonderheft zu produzieren. Thema: Großdemonstration der Friedensbewegung im Hunsrück und natürlich die Energiewirtschaft. Konzept und Organisation waren schnell erstellt – auf dem Papier. Denn die meisten unserer Autoren machten das, was wir auch vorhatten: Urlaub. Kaum war das Sonderheft im Kasten, gab's erneut was zu tun: »Frontal« zog um. Einerseits Freude über die neuen Büro-Räume, andererseits dieses merkwürdige Gefühl im Bauch, daß ein Umzug viel Arbeit macht – hat er auch. Inzwischen aber residieren wir recht munter in der neuen Umgebung...

Und nur das Photo des Chefredakteurs, der mit sichtlichem Vergnügen die ruhige Kugel, die lustigen Zwischenfälle, das launige Papier und das merkwürdige Gefühl im Bauch registriert, macht den prinzipiellen Unterschied glasklar: Er ist noch nicht 52.